

Nekr Sch 0019

~~o.k. 775 sch~~

Zentralbibliothek Zürich

Dr. Alex. Schläfli

1831 - 61 63

Notizen über das Leben

des

**Herrn Dr. Alexander Schläfli**

von Burgdorf.

—•••••—

J 211 A  
Naturf. Ges.

Durch Testament vom 27. März 1861 hat Dr. Alexander Schläfli, auf den Fall seines nun leider eingetretenen Todes, die allgemeine schweizerische Gesellschaft der Naturwissenschaften zur Erbin seines kleinen Privatvermögens eingesetzt (9000 Fr.), unter der Bedingung, dass der Zins dieser Summe zu einem jährlichen Preise für irgend eine naturwissenschaftliche Arbeit bestimmt werde. Es ist dies wohl das erste Mal, dass die allgemeine Gesellschaft mit einem solchen Legate beehrt wird und daher dürfte ihr willkommen sein, den Mann näher zu kennen, dessen Gesinnungstreue, trotz langjähriger Abwesenheit, ein solches nachahmungswürdiges Beispiel von Anhänglichkeit zu Wissenschaft und Vaterland hervorrief.

Alexander Friedrich Schläfli, den 30. October 1831 in Burgdorf, Cantons Bern, geboren, war der einzige Sohn von Joh. Samuel Schläfli, Bäcker in Burgdorf, und von Louise Tschanz von Wichtrach. Er verlor früh seine Eltern, die ihm nur ein geringes Vermögen von einigen tausend Franken hinterliessen und wurde daher im Waisenhaus seiner Vaterstadt erzogen. Sein Vormund und seine Verwandten bestimmten ihn zu einem bürgerlichen Berufe; allein von einer regen Beobachtungsgabe getrieben

und geweckt durch die Güte des bekannten Entomologen Herrn Meyer-Dür erwachte in ihm eine entschiedene Liebe zur Naturgeschichte und er setzte es durch, dass ihm gestattet wurde, zur Betreibung wissenschaftlicher Studien nach Zürich zu gehen. Dort brachte er 4 $\frac{1}{2}$  Jahre zu, zunächst an der obern Industrieschule, nachher, nachdem er die alten Sprachen etwas nachgeholt, an der Hochschule, wo die Naturgeschichte sein Lieblings-, die Medicin sein Brod- oder Berufsstudium bildeten. Mit Freuden erinnern sich seine ehemaligen Lehrer des bescheidenen, stillen, eifrigen und beharrlichen Schülers, der ohne ausgezeichnete Gaben Erfreuliches leistete, selbst die ihn weniger ansprechenden Vorlesungen gewissenhaft besuchte und seine freien Stunden, statt einem lustigen Studentenleben, mit einzelnen gleichgesinnten Freunden naturhistorischen Gängen und einem eifrigen Sammeln widmete. Entomologie war und blieb sein Hauptfach und er ward mit seinem Intimus Eduard Gräffe einer der Gründer eines entomologischen Kränzchens, das noch jetzt fortbesteht. Damals auch fassten die beiden Freunde in jugendlicher Begeisterung den Entschluss, ihr Leben wissenschaftlichen Reisen zu weihen: es ist gewiss merkwürdig, dass beide ihrem Vorsatze treu blieben und viele Jahre später auf dem Punkt standen, ihre luftigen Träume im grössten Maassstabe in Erfüllung gehen zu sehen. Dr. Eduard Gräffe befindet sich seit bald 2 Jahren auf den Navigations-Inseln als Naturforscher eines grossen von Herrn Cäsar Godeffroy & Sohn in Gang gesetzten Hamburger Unternehmens, das sich die wissenschaftliche und mercantile Erforschung jener und mehrerer anderer wenig bekannten Inselgruppen des stillen Ozeans zur Aufgabe gestellt hat; Dr. Schläfli seinerseits stand, nach ganz andern

Schicksalen, an der Schwelle Madagascars und Africas, erlag leider aber einem traurigen Schicksale, bevor er die Küsten der langersehnten Länder betreten konnte.

Dr. Schläfli betrachtete die Medicin stets nur als den Schlüssel, der einzig einem mittellosen Naturforscher das ferne Ausland öffnen könne, als ein unentbehrliches Werkzeug im Dienste weiterer wissenschaftlicher Zwecke. Daher verfolgte er seine medicinischen Studien nicht weiter, als nothwendig war und ging im Herbste 1854 zur Vervollständigung seiner naturhistorischen Ausbildung nach Paris, wo er viel im Jardin des plantes arbeitete, entschlossen nunmehr die erste Reisegelegenheit, die sich darböte, zu benutzen. Er dachte anfangs an eine Arztstelle auf irgend einem nach Ost- oder Westindien fahrenden Schiffe, allein der russisch-türkische Krieg, der ausgebrochen, entschied über seine weitere Zukunft. Wie durch eine Ahnung getrieben, hatte er sich in Paris mit der arabischen und türkischen Sprache beschäftigt; doch entschied ihn erst eine Aufforderung des türkischen Gesandtschaftssecretärs, mit dem er zufällig bekannt wurde, seine Schritte nach dem Oriente zu wenden, wo im türkischen Dienste ein grosser Mangel an Militärärzten war. Dadurch gewannen seine Vorbereitungen eine bestimmtere Gestalt. Eine wirkliche Anstellung konnte ihm in Paris nicht zugesichert werden; die Aussicht eine solche in Constantinopel zu erhalten, hing aber unerlässlich von der Vorweisung eines Doctordiplomes ab. Dies nöthigte ihn, da er früher aus ökonomischen Gründen unterlassen hatte, sich dieses unnöthig scheinenden Titels zu versichern, denselben nachträglich unter Einsendung einer entomologischen Abhandlung gegen schweres Geld zu erkaufen. Den letzten Rest seines kleinen Erbes verwendete er auf

dieses Diplom, auf die zu einer langen Abwesenheit erforderliche medicinische und wissenschaftliche Ausrüstung, endlich auf die Reise selbst, die ihn im August 1855 von Marseille nach Constantinopel führte.

Herr Schläfli hatte dort auf eine sofortige Anstellung gehofft; allein der unglaublich lässige Geschäftsgang in Stambul, der manchen Fremden zur Verzweiflung gebracht und selbst im Augenblicke des Kriegsgedränges kein rascherer wurde, liess ihn Monate auf Antwort warten. Seiner letzten ökonomischen Mittel bar, hingeworfen auf das theuerste und gefährlichste Pflaster Europas, zu bescheiden und zu stolz, um die wenigen Personen, z. B. die preussische Gesandtschaft, denen er empfohlen war, mit seinen persönlichen Verhältnissen zu behelligen, verlebte er lange Wochen drängender Noth und Entbehrung, ohne dennoch seinen wissenschaftlichen Forschungen untreu zu werden, — bis endlich eine Empfehlung an Dr. Leoni, einen in hoher medicinischer Militärstellung stehenden Tessiner, (der einige Jahre später gestorben ist), ihn aus der äussersten Verlegenheit erlöste. Einige Zürcherfreunde, die nicht von ihm, sondern aus dritter Hand seine Lage erfuhren, hatten ihm zuletzt einige Unterstützung zukommen lassen. Er erhielt nunmehr eine, wegen des fremden und wilden Charakters der Leute zwar schwierige, aber gutbesoldete Arztstelle bei dem tunesischen Truppencontingente, das nach blutigen Händeln mit den in Stambul stationirenden französischen Regimentern, nach Batum, an die Grenze von Russisch-Caucasien, beordert wurde. Auf der Reise besuchte er das kurz vorher von den Russen zerstörte Sinope und das alte Trapezunt, wo einige Jahre früher der Genfer Naturforscher Huet du Pavillon gesammelt hatte. In Batum empfing ihn als einziger ärztlicher College ein

Berner Landsmann, Dr. Kötchet, der längere Zeit einer unbändigen Horde von Baschi-Bozüks beigegeben gewesen war und ihm nun mit gutem Rath und sicherer Erfahrung kräftig zur Seite stand. Die Reise nach Batum, der Aufenthalt in diesem von Sümpfen umschlossenen und zu einem Militärspital höchst ungünstigen Orte, dann der kurze Kriegszug in das russische Mingrelieu nach Redutkaleh und Chysirkaleh, wo lange nasse Winterwochen unter schlechten Zelten zugebracht wurden, hat Dr. Schläfli in einem Tagebuch aufgezeichnet, das 1856 in den St. Galler Blättern erschien. Der grossen Beschwerden und Gefahren ungeachtet blieb er stets seinen Forschungen treu, und sammelte an den Ueberschwemmungen des Rheons manche interessante Gegenstände aus dem Innern Transcaucasiens.

Durch den Fall Sebastopols einerseits, durch die Eroberung Kar's anderseits wurde der Friede herbeigeführt. Mit seinen Tunesen, in deren Umgang er arabisch lernte, kehrte unser junger Arzt nach Constantinopel zurück, in der Absicht dieselben weiter nach Africa zu begleiten; Dr. Leoni, der ihm seine Freundschaft bewahrte, bestimmte ihn jedoch, eine vortheilhaftere Stelle anzunehmen und als erster Arzt eines regelmässigen türkischen Regimentes, nach Batum zurückzukehren. Aus dem Tagebuch über diesen zweiten Aufenthalt entnehmen wir beispielweise einige Stellen:

»Die wenigen Tage meines Aufenthaltes in Trapezunt  
 »waren bald verstrichen und ich musste daran denken,  
 »sobald als möglich nach meinem Bestimmungsorte, Batum  
 »zu gelangen. Ich schiffte mich daher am 15. April  
 »Abends auf einem türkischen Dampfer ein und am fol-  
 »genden Morgen lagen wir im Hafen von Batum. Gleich

»kam mir aber Ordre zu, meinem Regimente nach Redut-  
»kaleh zu folgen, dessen Rhede wir nach siebenstündiger  
»Fahrt erreichten. Das ganze gurische Littoral bot, von  
»der See aus gesehen, einen recht lieblichen Anblick dar.  
»Unabsehbare Wälder, aus denen dann und wann eine  
»friedliche Hütte oder eine alte zerfallene Schlossruine  
»hervorschauten, bedeckten die Küste und prangten im  
»ersten frischen Frühlingsgrün, während aus ihrem Hinter-  
»grunde die schneebedeckten Gebirge Ackkalziechs oder  
»der majestätische Caucasus hervortauchten. Lange Reihen  
»von Zelten, die auf einer Strecke von 2 Stunden, von  
»Soti bis nach Anakrin sich hinaufzogen, deuteten auf das  
»ehemalige Hauptquartier Omer Pascha's in der verun-  
»glückten mingrelischen Campagne. Das Meer ging etwas  
»hoch und nicht ohne grosse Gefahr gelangten wir auf  
»dem überladenen Kahn die Dünen hindurch ans Ufer,  
»das mit neugierigen Soldaten bedeckt war. Einige Mi-  
»nuten später war das Zelt aufgeschlagen und, so gut es  
»anging, eingerichtet. Auf den Abend war ich zu einem Col-  
»legen zur Tafel geladen und als Curiosität muss ich diese  
»gastronomische Episode aus dem dortigen Feldleben hier  
»mittheilen: Reissuppe mit einer Schildkröte, zwei Dutzend  
»gebratene Frösche mit einem Salat aus Oliven, jungen  
»Birken und Brombeerknospen, eine Art Brei aus winzigen  
»Fischlein, 3 magere Spätzlein, Pilaw, in Butter gebratene  
»Brodschnitten, und als Dessertwein das gelbe schmutzige  
»Flusswasser des Chopie, vermisch mit einigen Tropfen  
»Branntwein. Allerdings trübe Aussichten für den An-  
»kömmling, wenn man bedenkt, dass bei dem Mahle grösst-  
»möglichster Luxus aufgeboten wurde. Ich erinnere mich,  
»letzten Winter eine herrliche Beschreibung und Abbildung  
»Redutkaleh's gesehen zu haben. Doch die Phantasie

»hatte sich gar zu weit ergangen. Oede, von einigen  
»Pflanzen bewachsene Sanddünen ziehen sich dem Meeres-  
»strande entlang — auf ihnen war das Lager aufgeschla-  
»gen. Kaum 30 Schritte hinter ihnen beginnen Sümpfe  
»und Wälder, die erst in weiter Entfernung von den Abda-  
»chungen des Caucasus begränzt werden. — Redutkaleh,  
— die Türken nennen es Kenetal — ist seiner Zeit, d. h.  
»bevor es von gurischen Baschi-Bozüks und türkischen  
»Truppen inonsirt wurde, ein ziemlich bedeutender Flecken  
»gewesen, wenigstens nach den zahlreichen Häuserüber-  
»resten und Pfählen zu schliessen, die sich dem Fluss  
»entlang ausdehnten. Der grösste Theil wurde aber einge-  
»äschert und jetzt standen nur noch einige Häuser, (früher  
»russische Gouvernementsgebäude), die zu Proviantmaga-  
»zinen und Wohnungen höherer Pascha's benutzt wurden.  
»Als militärische Station ist Redutkaleh gewiss von sehr  
»geringem Werthe, wenn es schon durch den Fluss und  
»die tiefen Sümpfe gegen jeden Angriff vom Lande her  
»beschützt ist und seinen Besitzer gleichsam zum Herrn  
»der Ebene macht. Der Strand, — er besitzt weder Bucht  
»noch Hafen, — ist zur Landung höchst ungünstig und  
»bei nur etwas hochgehender See wird sie zur Unmög-  
»lichkeit. Das Klima ist auf der ganzen gurischen Küste  
»auch hier in hohem Grade ungesund. Die abgezehrten  
»erdfahlen Gesichter einiger hier lebenden Juden, wie der  
»überfüllte türkische Begräbnissplatz, beweisen es zur Ge-  
»nüge. Die übeln Einflüsse der Sumpfmiasmen abgerech-  
»net, ist das Klima sehr milde, und es scheint fast unbe-  
»greiflich, dass die Russen diesen sumpfigen, aber sehr  
»fruchtbaren Boden uncultivirt liessen. Zum Reis- und  
»Maisbau, so wie zur Seidenzucht eignet er sich jedenfalls  
»vortrefflich und könnte einst zur reichlichen Erwerbsquelle

»der russischen Provinzialcasse werden. — Das Lager von  
»Kembal bestand bei meiner Ankunft nur aus circa 12,000  
»Mann unter Befehl des Muschirs Abdi-Pascha. Die Räu-  
»mung der Orte hatte schon zum Theil begonnen und  
»fast täglich fuhren grössere oder kleinere Truppencorps  
»ab. Die Türken hatten sich den Winter durch vortreff-  
»lich in den Zelten arrangirt; sie sind aber auch für das  
»Zeltleben wie geboren, keine andere Nation, — selbst der  
»praktische Franzose nicht, — übertrifft sie darin. — Ich  
»wurde einem Regimente zugetheilt, das mir in ethno-  
»graphischer Beziehung Interesse bot; es bestand nämlich  
»aus Lazen. Bekanntlich bewohnen letztere, in kleinen  
»abgelegenen Dörfchen, das sogenannte Lazistan im Pascha-  
»lik von Trapezunt. Durch ihre kleine Statur, die hagern  
»Gesichtszüge, die hervorragenden Backenknochen, die  
»Adlernase, das schwarze lange Haar unterscheiden sie  
»sich wohl von den eigentlichen Türken, von denen  
»sie auch durch ihre besondere Sprache, die sich mehr  
»dem Kurdischen nähern soll, abweichen. Alle waren  
»eifrige Mohammeder; bei der Abgeschiedenheit der Dörf-  
»chen darf man sich aber nicht wundern, wenn dem Islam  
»viele heidnische Gebräuche beigemischt sind. — Trotz  
»der traurigen Lage des Ortes, trotz dem einförmigen  
»Lagerleben und dem Mangel an den nothwendigsten  
»Lebensmitteln, verstrichen mir die wenigen Wochen mei-  
»nes hiesigen Aufenthaltes recht angenehm. Bald war es  
»das unermüdliche Spiel der tosenden Meereswogen, bald  
»das Abendglühen der colossalen Caucasuskette, bald die  
»Abfahrt oder Ankunft eines Dampfschiffes, bald entomo-  
»logische Excursionen in die Umgegend, die genügende  
»Zerstreuung in das Leben brachten. Die Jagd ergab  
»leider nichts mehr; grosse und kleine Geschöpfe waren

»weggeschossen und der Rest hütete sich wohl den mörderischen Strand zu betreten; glücklich, wenn einige arme Spätzlein zur Beute fielen. Frösche und Schildkröten kamen uns Europäern, die wir nicht wie die Türken Vorurtheile gegen ihren Genuss hegten, sehr zu Statuten, besonders da schon seit Wochen kein Fleisch mehr aufzutreiben war. Auch die sonst ärmliche Flora lieferte uns einen werthvollen Beitrag in die Küche, nämlich eine kleine Spargelart, die wir in Masse dem Strande entlang im Sande fanden. — Anfangs Mai wurde den Eingebornen (Mingreliern) nach längerer Verbannung der Eintritt ins Lager wieder gestattet, und es war mir Gelegenheit geboten, ihre schönen, hohen Gestalten, ihre milden Gesichtszüge, ihre kleinen Damenfüsse zu bewundern. Die Tracht ist von der der benachbarten Gurier verschieden. Ihr langer kaftanartiger, meist grün-, braun- und orangengelb gefärbter Rock ist auf der Brustseite mit zwei Reihen elfenbeiner Patronenhalter versehen. Die Kopfbedeckung bildet eine hohe majestätische Pelzmütze, die den persischen ähnlich sieht, aber nicht wie diese am obern Ende nach hinten gekrümmt ist, sondern zuckerhutförmig in die Höhe steht. Von eigenthümlicher Form sind ebenfalls ihre Waffen, namentlich die Säbel und die langläufigen Pistolen; sie sind mit solchen wahrhaft überladen. Wie in Deutschland wimmelt es auch unter den Mingreliern von Prinzen und adeligen Abkömmlingen. Der grösste Theil des Volkes huldigt dem Christenthum, nur wenige sind Mohammedaner und diese letztern, da sie den türkischen Expeditionen mehr oder weniger Vor-schub geleistet, flüchteten nun, die Rache der Russen fürchtend, in unser Lager, wo sie aber ziemlich gleichgültig empfangen wurden. Es kamen uns hier auch ei-

»nige langgezöpfte russische Popen zu Gesichte, die her-  
»gekommen waren, alte Gäule und andere Sachen zu er-  
»schachern. Ihre stupiden — man erlaube mir den Aus-  
»druck — »bestialischen« Gesichter konnten nur Ekel  
»einflößen. Trotz ihres lächerlichen Aussehens, ihrer be-  
»ständigen Trunkenheit, wurden sie von der »barbarischen«  
»türkischen Soldateska immer respektirt, wenn schon Spott  
»und vielleicht was anderes am Platze gewesen wäre. —  
»Regiment um Regiment hatte sich unterdessen einge-  
»schifft; auch dem unsrigen sollte die Erlösungsstunde  
»schlagen. Ich war am 5. Mai, einem warmen sonnigen  
»Frühlingstage, gegen Anakrin hinaufspazirt und kehrte  
»gegen Abend mit Spargel beladen zurück. Zu meiner  
»Ueberraschung war unser Lager abgebrochen, die Zelte  
»verschwunden, das Regiment nach Batum abgegangen!  
»Glücklicherweise bot sich mir den folgenden Tag Gelegen-  
»heit, dasselbe an letztem Orte wieder zu erreichen. —  
»Batum — das ehemalige Bathys — ist für seine Klein-  
»heit ein ganz artiger Flecken und zur Winterszeit mit  
»einem anständigen Bazar versehen; denn während des  
»Sommers ist es ausgestorben und wer fliehen kann eilt  
»den Bergen zu. Es besitzt einige Kaffeehäuser, selbst  
»ein Restaurant (dieser Name ist freilich zu vielsagend),  
»ferner eine hölzerne Moschee und ein türkisches Bad.  
»Die Häuser der Aermern, wie die Buden der Tcharschi,  
»sind in Holz, die der Angesehenen in Stein und ziem-  
»lich in europäischem Style erbaut; meistens umgibt sie  
»ein kleiner Gemüse- und Fruchtgarten. Batum bildet  
»den Hauptort des türkischen Guriens; leider ist es mit  
»Urwald, Sümpfen und Gräben umgeben, deren miasma-  
»tische Gifthauche es mit Grund in so schlimmen Ruf  
»gebracht haben. Intermittirende, perniciöse, typhoide

»Fieber und Dyssenterien, die besonders während der  
»nassen Herbstzeit herrschen, haben fürchterliche Verhee-  
»rungen unter den hier stationirten Truppen angerichtet.  
»Ich erinnere nur an das tunesische Corps, das 11,000  
»Mann stark hier anlangte und von welchem sich, nach  
»anderthalbjährigem Aufenthalte noch 3000 lebende Ske-  
»lete in die ferne afrikanische Heimat einschifften. Bei  
»8000 waren, ohne je einen Russen zu Gesicht bekommen  
»zu haben, dem mörderischen Klima zum Opfer gefallen.  
»In gleicher Weise wurden die hier kantonirten türkischen  
»Truppen mitgenommen, von denen die gurische Erde  
»wohl 25—30,000 zudeckt. — Der Hafen von Batum ist  
»klein, aber, einige Häfen der Krim ausgenommen, ge-  
»wiss der beste im schwarzen Meere und könnte durch ei-  
»nige Arbeiten leicht bedeutend vergrößert werden. We-  
»gen des schlechten Klima's, welches Batum einen Theil  
»des Jahres geradezu unbewohnbar macht, wird es eben  
»nie aufkommen können, es sei denn, dass ein thatkräfti-  
»gerer und fleissigerer Menschenschlag sich in Besitz die-  
»ser Gegenden setze und durch Urbarmachung des Landes,  
»durch Austrocknen der Sümpfe die üblen Verhältnisse  
»verändere. — Die Bewohner Batums sind, was die acker-  
»bautreibende Bevölkerung anbelangt, gurischer, die han-  
»deltreibende hingegen türkischer oder lazischer Abkunft.  
»Die Gurier des türkischen Territoriums sollen vor weni-  
»gen Decennien noch dem christlichen Kultus angehangen  
»und der Islam erst vor 40—50 Jahren unter ihnen Pro-  
»selyten gefunden haben. Als einem kriegslustigen, fehde-  
»süchtigen Volke behagte ihnen, gleich manchen albane-  
»sischen Stämmen, der letztere mehr als die friedliche  
»Moral des erstern. Indessen soll es in den abgelegenen  
»Dörfchen im Innern des Landes noch viele Christen ge-

»ben. Die Tracht der Gurier sieht, wenigstens was den  
 »Schnitt der Ober- und Beinkleider anbelangt, der der  
 »Bewohner Tyrols nicht ganz unähnlich, nur dass der  
 »Kleidungsstoff aus einem selbstverfertigten braunen Wol-  
 »lenzeuge besteht. Die Kopfbedeckung bildet ein hell-  
 »braunes oder graues Stück Tuch, das um den Kopf ge-  
 »wickelt wird und dessen zwei Endlappen gleich Ohren  
 »hinabhängen. Im Sommer und in der Herbstzeit ver-  
 »binden die Bewohner des Küstenlandes bei ihren Aus-  
 »flügen Mund und Nase mit einem Stück Tüll, um sich  
 »gegen das Einathmen von Sumpfmiasmen zu schützen,  
 »eine nach meiner Ansicht sehr rationelle Vorsicht, denn  
 »sie athmen damit eine gleichsam filtrirte reinere Luft.  
 »Eingeborne versicherten mich, dass selten Jemand von  
 »Fieber befallen werde, wenn er namentlich zur Abend-  
 »zeit von dieser prophylaktischen Massregel Gebrauch  
 »mache. — Bei dem gesetzlosen Zustande des Landes ist  
 »Jedermann, selbst kleine Knaben, mit Waffen versehen.  
 »Dieselben bestehen aus einer langen Flinte, einem brei-  
 »ten Messer, selten aus Dolchen und Pistolen. Die Gu-  
 »rier, von mittlerer Statur und sehr gracilem Körperbau,  
 »haben spitzige, ausdrucksvolle Gesichtszüge, einen mehr  
 »bleichlichen Teint; ihre Haltung könnte fast für affectirt  
 »gelten. Angenehm überrascht den Europäer der schöne  
 »klangvolle Gesang, den sie in Feld und Wald ertönen  
 »lassen und welcher in grossem Gegensatze steht zu dem  
 »näselnden Geleier der Orientalen. — Die türkischen  
 »Weiber sind überhaupt sehr scheu, aber so scheu wie  
 »die der mohamedanischen Gurier hatte ich noch keine  
 »getroffen. Begegnen sie auf dem Wege einem Manne,  
 »so weichen sie gleich aus, besonders wenn er noch dazu  
 »ein Fremdling ist, oder machen es wie der Vogel Strauss,

»indem sie den Kopf in einen Busch verbergen bis man  
 »vorübergegangen ist. Ihre Schönheit ist weltberühmt;  
 »auch bestreben sich alle höhern türkischen Offiziere,  
 »vom Regimentsobersten bis zum Muschir hinauf, sich  
 »hier mit Frauen zu versehen. Man bezahlte für die  
 »Waare je nach Qualität 10—30,000 Piaster und nahm  
 »sie nicht etwa als Sklavinnen, sondern als rechtmässige  
 »Frauen. Wie gross die Eifersucht der Männer ist, mag  
 »man aus nachstehender Begebenheit sehen. Im Winter  
 »1855 brannte in Batum ein Haus nieder. Die Mannschaft  
 »einer dort stationirten französischen Fregatte kam mit  
 »einer Schiffsspritze, um das Feuer zu dämpfen. Als aber  
 »einige Matrosen in das Haus eindringen, um die weni-  
 »gen Habseligkeiten der Bewohner zu retten, wurden sie  
 »mit Stock- und Beilschlägen empfangen und mit Schimpf-  
 »wörtern überhäuft. Der Grund dieses sonderbaren Be-  
 »nehmens lag darin, dass die Frau noch im Hause ver-  
 »weilte.«

In dieser Weise sind alle Tagebücher Schläflis ge-  
 schrieben; einfach, kunst- und schmucklos in ihrer Form,  
 aber der Ausdruck einer umsichtigen Beobachtung, eines  
 gesunden Urtheiles, einer durchaus wahren und richtigen  
 Auffassung.

Von Batum schiffte Dr. Schläfli mit seinen Soldaten,  
 meist Albanesen, nach Varna und von da nach der Festung  
 Schumla. Ein Brief vom 22. Juni 1856 sagt: »Wir be-  
 »zogen in Schumla das dortige Lager. Unser Regiment  
 »wird hier ausbezahlt und erwartet von Omer-Pascha, der  
 »jeden Tag erwartet wird, seine weitem Ordre. Nach 2—4  
 »Wochen begaben wir uns nach unsern Garnisonstädten,  
 »nach Monastir, nach Epirus oder Nieder-Albanien. Gebe  
 »Gott, dass wir sobald als möglich aus dem abscheulichen

»Neste herauskommen, c'est un pays détestable, grässlich  
 »langweilig, traurig, öde, mit wenig dürrer Grasse verse-  
 »hene Hügel, kein grüner Halm; den einen Tag kalt zum  
 »Zähneklappern, den andern heiss, dass man im Fegefeuer  
 »zu sein glaubt; die Erde hart und gesprungen wie ein  
 »Backstein. Nur mit grösster Mühe lässt sich dürres Gras  
 »für unsere armen Pferde aufreiben; Holz ist fast gar nicht  
 »mehr vorhanden. Ich könnte die Schumlaer Sündentafel  
 »noch sehr vergrössern; zum Glück herrscht doch ein ziem-  
 »licher Ueberfluss an Lebensmitteln, namentlich an Knob-  
 »lauch und Zwiebeln, ächten bulgarischen Nationallecker-  
 »bissen, an denen ich, horrible dictu, grossen Geschmack  
 »zu finden anfangen..... Da ich gerade von meiner Stellung  
 »als Arzt rede, so ist es am Platze, die schlechte Meinung  
 »die man vom türkischen Dienste hat, zu widerlegen. Man  
 »glaubt allgemein, man werde nicht bezahlt: wer wollte  
 »dann noch eine Anstellung im türkischen Dienste suchen?  
 »Allerdings können Monate, vielleicht sogar Jahre verstrei-  
 »chen, bis man seine Gage erhält; aber verloren ist nichts,  
 »stets bin ich auf den Tag ausbezahlt worden. Bei uns  
 »würde mancher Arzt mit meiner Besoldung zufrieden sein.  
 »Daneben hat man, besonders jetzt in Friedenszeit, die  
 »freieste Stellung, die man sich denken kann. Morgens  
 »8 Uhr kommen die Kranken vom Regimente (täglich  
 »1 bis 3 Personen), denen man Rezepte verschreibt, die  
 »der Apotheker besorgt. Nachher hat man den ganzen Tag  
 »für sich, geht wohin es einem gefällt, macht was man  
 »will. Befindet man sich in einer Garnisonsstadt, so hat  
 »man noch seine Praxis unter der Civilbevölkerung. Ver-  
 »steht sich, dass der Dienst auch seine Schattenseiten hat,  
 »die aber um so unbedeutender werden, als man mehr tür-  
 »kische Sitten annimmt. Was nun mein Urtheil über die

»Türken anbelangt, die ich nun seit einem Jahre zu be-  
 »obachten Zeit hatte, so lautet es, was das Individuum be-  
 »trifft, nur gut; ich habe die vortrefflichsten herzlichsten  
 »Menschen unter ihnen gefunden und im Allgemeinen sind  
 »sie sehr gutmüthig. Die Gesammtheit, der Staat dagegen,  
 »die Verwaltung ist durchaus faul. Ermannen sich die  
 »Türken aus ihrer Schlawheit und Verweichlichung (wie der  
 »letzte Krieg es gezeigt) und schreiten auf dem Wege des  
 »Fortschrittes fort, so mag ihrer eine bessere Zukunft warten,  
 »freilich keine glänzende wie die Vergangenheit es war.  
 »Kaum aber wird eine solche Umwandlung erfolgen. Tau-  
 »sendmal lieber das Szepter eines Padischah in diesen Län-  
 »dern als das orientalische Gesindel, das sich Christen nennt.  
 »Was Arglist, Schlechtigkeit, Fanatismus anbelangt, ist  
 »dasselbe den Türken weit überlegen. Auch ist merkwürdig,  
 »dass die Türken den Franken immer gern dulden, ja ihn  
 »hoch halten, während die Griechen und Armenier einen  
 »wüthenden Hass gegen ihn tragen.«

Schläfi's Regiment war nach Albanien bestimmt, wo  
 die zunehmenden Räubereien die Gegenwart einer stärkern  
 Militärmacht nöthig machten. Die Reise, stets zu Pferde  
 unter nächtlichem Bivouak im Freien, ging durch die süd-  
 liche Bulgarei über Tirnowa und Softschia, dann durch  
 das nördliche Rumelien, von Sofia über Köstendil, Köprili  
 und Monastir, endlich auf albanischem Boden über Cör-  
 desche, Leskowik nach dem Zielpunkt Janina. Sein erster  
 Brief von dorther (21. September 1856) gab folgende  
 Nachrichten: »Nach grosser langer Wanderschaft bin ich  
 »glücklich, gesund und wohlbehalten in den Gefilden des  
 »alten Epirus angelangt und um einige hundert Stunden  
 »der Heimat näher gerückt. Meine erste engere Land-  
 »reise, quer durch die ganze europäische Türkei, von Varna

»bis Janina, eine Strecke von 200 Stunden, habe also gut  
»überstanden. Meine zoologische Ausbeute war freilich sehr  
»gering und bietet daher nur vom geographischen Gesicht-  
»punkte Interesse. Während der ganzen Reise von sechs  
»Wochen haben wir keinen Tropfen Regen gesehen. —  
»Die Reise war für mich natürlich sehr interessant und  
»lehrreich. Die Märsche waren kurz und geschahen nach  
»türkischer Art in der Nacht, während der Tag unter dem  
»Zelte verschlafen wird. Um Mitternacht schlug die Trommel  
»zum Aufbruch, in einer halben Stunde wurde die Lager-  
»stadt abgetragen und auf die Wagen geladen und dann  
»ging im langsamen Trab weiter bis Morgens 7 — 8 Uhr,  
»da man wieder für den Tag Ruhe machte. Manche Er-  
»fahrung musste theuer erkaufte werden, doch erfuhr ich  
»einen einzigen Unfall, vor Sophia, der mir allerdings das  
»Leben hätte kosten können. Mein Pferd stürzte beim  
»Nachtmarsch auf einer Brücke und brach das Bein; wun-  
»derbarer Weise kam der Reiter mit leichten Contusionen  
»davon. Bis Monastir, durch die fleissig angebaute Bul-  
»garei waren die Wege, wenigstens bei gutem Wetter, für  
»Pferde gangbar; von da an bis nach Albanien wurden sie  
»immer schlimmer. Wie ein Maulthierpfad in unsern  
»Alpen zog sich der Weg über ein Gewirr von Bergen  
»und Thälern in Windungen herauf und herab, so dass  
»man zur Schonung von Pferd und Reiter lieber zu Fusse  
»ging, trotz der Steine und Felskanten, welche die Füße  
»verwundeten. Albanien ist nichts als ein Steinmeer, aus  
»öden, nackten, aller Vegetation beraubten Felsen. Ganz  
»anders Janina. Es liegt recht hübsch, in schöner Um-  
»gegend, an einem reizenden See, erfreut sich eines herr-  
»lichen süditalischen Clima's, mit saftigen Südfrüchten,  
»wird von einer freundlichen griechischen Bevölkerung be-

»wohnt u. s. f.« Die vollständige Erzählung dieser Reise von Varna nach Janina erschien im Feuilleton der Neuen Zürcher-Zeitung 1858 und als besonderes Schriftchen.

Ueber sein Leben in Janina sagt er in Briefen vom Oktober 1856: »Mit meiner Besoldung kann ich allen »möglichen Luxus treiben und dabei noch etwas bei Seite »legen. Ich bewohne ein grosses Haus mit 6 Zimmern, »am Gelände des See's, halte 3 Diener, 2 Pferde, lebe »ganz angenehm, — und doch sind alle meine Gedanken »auf eine grössere Reise gegen Osten gerichtet, wofür ich »all' mein jetziges epicureisches Leben mit Freuden opfere. »Meine Mühe und Arbeit ist eben nicht gross, täglich habe »ich Morgens und Abends die Visite im Hospital zu ma- »chen, die in 5 Minuten beendigt ist. Ehemals residirte »der gewaltige Rebelle Ali-Pascha von Tekelen in dem »grossen weiten, nun in Ruinen zerfallenen Schlosse von »Janina und nun führt ein bescheidener Entomologe in »der Maske eines Hekimbashi das Szepter, da wir die »im besten Zustand befindlichen Gebäulichkeiten als Spital »benutzen. Vor und nach der Visite klettere ich auf den »massenhaften Trümmern herum und suche nach Käfern »und Schnecken, die ich einer Unzahl Scorpionen, Krähen »und Eulen streitig mache. Am Fusse des Schlosses liegt »der See, an dem ich, unbegafft von Neugierigen, auf »Wasserthiere fische; sein Reichthum an Algen, micros- »copischen Thierchen und Würmern geht ins Unglaub- »liche.« Weiter heisst es: »Es ist unglaublich, dass in »der Türkei noch immer eine wahre Theurung herrscht. »In den kleinsten und abgelegensten Dörfchen des innern »Rumeliens, wohin doch keine Communicationen gehen, »hat der Preis aller Lebensmittel das drei- und vierfache »von dem erreicht, was er vor dem Kriege war. Mein

»grosses Haus mit 6 Zimmern, Garten u. s. f. kostet mich  
 »monatlich 20 Fr. Miethe; früher war es um 4 bis 5 zu  
 »haben. Was die arme Bevölkerung darunter leidet, geht  
 »ins Unglaubliche. Doch kann man sie nicht sonderlich  
 »bedauern, da im Grunde genug vorhanden und nur Träg-  
 »heit schuld ist. Ein anderes Uebel, an dem das Land  
 »leidet, sind die unzähligen Räuberbanden, die es nach  
 »allen Richtungen durchziehen. Das Militär macht eigent-  
 »liche Hetzjagden; von Monastir sind in letzter Zeit zwei  
 »Bataillone ausgerückt um die Gegend zu säubern. Jeder  
 »eingefangene Räuber wird augenblicklich enthauptet, und  
 »durch einen Firman sind alle Bewohner des Kaiserreichs  
 »zur Vertilgung des Gesindels aufgeboten. Doch ist das  
 »Alles Firlefanz; an die eigentliche Wurzel des Uebels  
 »will man nicht gehen. Sie liegt an der Sicherheitswache  
 »oder Gendarmerie, die ganz aus wilden schelmischen Ar-  
 »nauten besteht. Von ihnen sollen die Strassen bewacht  
 »und von den Räubern gesäubert werden; den grössten  
 »Theil der Raub- und Mordthaten verüben sie aber selbst.  
 »Das Uebel kann nicht geheilt werden, bis auf allen  
 »Strassen eigentliches Militär echellonirt und die Arnauten-  
 »Gendarmerie aufgelöst und entwaffnet wird. Selbst auf  
 »eine halbe Stunde von Janina ist man seines Lebens  
 »nicht sicher.«

Der mehrjährige Aufenthalt an dem lieblichen See, in  
 dem alten Schlosse Ali-Pascha's, unter einem sehr geringen  
 Maasse von Dienstpflichten und unter der freiesten Zeitver-  
 fügung bildete für unsern Freund eine in mancher Hin-  
 sicht angenehme und glückliche Zeit. Wie die zahlreich  
 eingesandten Gegenstände, Insekten, Mollusken, Pflanzen  
 beweisen, widmete er seine grösste Zeit der Durchforschung  
 der Gegend; er setzte, soweit es die Mittel erlaubten,

seine Studien fort; liess sich um bedeutende Kosten Bücher und Instrumente kommen und zog namentlich auch die Meteorologie, nach allen ihren Beziehungen, in den Kreis seiner Beschäftigungen. »Reiseskizzen aus Epirus«, die im »Ausland« 1859 erschienen, verschiedene Notizen in Petermanns geographischen Mittheilungen und in der zürcherischen Vierteljahrsschrift, endlich eine recht hübsche »Klimatologie von Janina«, in den Denkschriften unserer Gesellschaft, Band 20, gedruckt und wohl das Vollständigste bildend, was man in dieser Beziehung über jene Gegend besitzt, zeugen von seiner regen wissenschaftlichen Thätigkeit. Bei seiner strengen einfachen Lebensweise kräftigte sich seine, keineswegs starke Gesundheit und verbesserten sich seine ökonomischen Verhältnisse bedeutend, zumal er an dem damaligen Gouverneur, Riffaat Pascha, dessen Leibarzt er wurde, einen einflussreichen Gönner gewann. Durch den täglichen Verkehr mit Griechen und Türken erwarb er sich eine vollkommene praktische Kenntniss der beiden Sprachen, deren eine, das Türkische, ihm bald so vertraut wurde wie seine Muttersprache. Durch das Mittel seines ärztlichen Berufes erhielt er Einsicht in das häusliche Leben, in die Sitten und den Charakter der beiden sich unversöhnlich gegenüberstehenden Nationalitäten, und wandte sich entschieden von dem geldgierigen, schlaunen, arglistigen Wesen der Griechen dem gutmüthigen, gastlichen, worttreuen Charakter der Türken zu.

Als Beispiel der Art wie Dr. Schläfli Naturverhältnisse darstellt, möge seine Schilderung des Janinasees theilweise hier eine Stelle finden: »Der See von Janina, mit welcher »Bezeichnung ich den ganzen See meine, zeigt nirgends »eine beträchtliche Tiefe; die tiefste Stelle soll sich in

»seiner südlichen Hälfte zwischen der Insel und dem Mitschekli befinden, aber 5—6 Klafter nicht übertreffen.  
 »Der Seegrund ist schlammig, mit Wasserpflanzen überdeckt, die Ufer überall mit Schilf eingesäumt. Die südwestliche Ecke des See's ist mit Sümpfen umgeben, die ebenfalls zur Winterzeit, wo der See oft zwei Fuss über sein gewöhnliches Niveau steigt, mit ihm eine einzige Wasserfläche bilden und dann seine Breite um 2—3 Kilometer erhöhen. Hinter seinem Südostufer, das der Hügel Gastritza begrenzt, auf dem Wege von Janina nach Pentepigada, liegt noch eine ganze Reihe kleiner Kessel, die zur Regenzeit tief mit Wasser gefüllt sind, im Sommer aber, wo sie nicht mehr genügende Nahrung erhalten, durch Verdunstung oder Abfluss in unterirdische Gänge austrocknen. Welch' nachtheiligen Einfluss alle diese Miasmen erzeugenden Verhältnisse auf die Gesundheit der Menschen ausüben, lässt sich begreifen. — Wie gesagt, besitzt der See von Janina, der wohl früher das ganze Thal ausgefüllt haben mag, keinen sichtbaren Zunoeh Abfluss. Diess ist indess nicht wörtlich zu verstehen, denn das Auge entdeckt sowohl diesen als jenen, aber nur an ihren geheimnissvollen Mündungen. Die Zuflüsse nehmen mehr das östliche, die Abflüsse das westliche Ufer ein; der südliche Seetheil ist reicher an Zuflüssen, der nördliche reicher an Abflüssen. — Der ganze Westabhang des Mitschekli, dessen Fuss sich steil aus dem See erhebt, spendet diesem eine Masse mehr oder minder beträchtlicher Quellen, bald in kleinen Bächen dem Felsen entspringend, bald aus unzähligen Poren am Ufer oder Grunde des Sees hervorsickernd. Zwei dieser Quellen sind besonders bemerklich, nämlich diejenige von Trapadua, gegenüber der Insel und diejenige von Stru-

»mi, 200 Meter weiter nördlich als jene. Die Temperatur  
»dieser Quellen, welche ich im Sommer 1860 untersuchte,  
»variirte zwischen 12,2—12,4°C. Das Wasser derselben  
»hat einen rauhen kalkigen Geschmack, während das  
»Seewasser sehr schmackhaft, süß und urintreibend ist.  
»Wahrscheinlich verliert das Quellwasser bei längerem  
»Stehen und durch Einwirkung chemischer Processe, wo-  
»bei die Menge von Wasserpflanzen keine geringe Rolle  
»spielen mag, seinen Kalkgehalt. — Was nun die unter-  
»irdischen Abflüsse anbelangt, — die griechische Sprache  
»hat dafür einen eignen Ausdruck »Katawortha«, — so  
»bietet oder bot uns die südliche Seehälfte nur einen ein-  
»zigen dem Auge sichtbaren dar, der aber seit 5 Jahren,  
»wahrscheinlich in Folge des Erdbebens vom 12. October  
»1856 verstopft ist. Diese Katawortha liegt am südöst-  
»lichen Ende des Sees, unter dem mit cyclopischen Mauern  
»gekrönten Hügel von Gastritza, wo das in den Felsen  
»abfliessende Wasser früher eine Mühle trieb, die nun  
»stille steht. Nicht die mindeste Strömung des Wassers  
»lässt sich mehr erkennen und da dasselbe ebensowenig in  
»die nördliche Seehälfte abfließt, muss es neben der Ver-  
»dunstung, seinen Weg durch Poren nehmen. — Der See  
»von Lapschista hingegen hat eine ganze Reihe solcher  
»unterirdischer Abzugskanäle, von denen namentlich 2 Stellen  
»besonders interessant sind. Die eine, Chonephtra (Trichter)  
»genannt, liegt an seinem südwestlichen Ende, am West-  
»ufer einer sich von NNW nach SSO ziehenden Bucht,  
»wo das niedrige Plateau, welches das Thal von Janina  
»westlich begrenzt, als steiler Fels aufsteigt. Am Fusse  
»desselben stehen 17 Spalten von 2—3' Breite und 6—10'  
»Länge, die das Wasser mit der Zeit in das felsige Erd-  
»reich eingefressen, reihenartig neben einander. Durch

»jede dieser Spalten fliest das Wasser in kleinen Bächen  
»ab; bei meinem Besuch im Juni 1860 waren 2 verstopft  
»und nur noch 15 im Gange. Vom Ostufer dieser Bucht  
»ungefähr einen Kilometer sich nach Nordosten wendend,  
»kommt man zu einer andern Stelle, Namens Priatoka,  
»wo das Wasser in einem ziemlich mächtigen Bache, eine  
»Mühle treibend, in ein niedriges Felsenterrain abfliesst,  
»das sich kaum 8—10' aus der Ebene oder 14—16' über  
»das Seeniveau erhebt und auf allen Seiten von der Ebene  
»umgeben ist. Wie lebhaft wurde ich nicht an die Mühle  
»von Argostoli erinnert, wo freilich unter andern Ver-  
»hältnissen nicht ein hochgelegener Landsee, sondern das  
»Meer sich durch eine Spalte in das Innere der Erde  
»drängt. Wo treten nun die Gewässer zu Tage? Speisen  
»diese Kataworthen die Quellen oder Nebenflüsse des Ka-  
»rama, der Artá oder des Luro, oder alle zugleich? Leider  
»war es mir trotz eines langjährigen Aufenthaltes in Mittel-  
»Epirus nicht vergönnt, die Frage vollständig zu lösen.  
»Nur für eine längst bekannte und erhärtete Annahme,  
»dass ein Nebenfluss des Kalama, der Bach von Welzista,  
»seine Gewässer aus dem See von Janina beziehe, kann  
»ich einige neue Belege bringen. Welzista, auf der west-  
»lichen Abdachung jenes schon oft erwähnten Plateau's  
»gelegen, das die westliche Einfassung des Thales von  
»Janina bildet, ist ein grosses Dorf, das am Rande einer  
»Schlucht erbaut ist, welche hier ihren Anfang nimmt und  
»schon über 100 Meter tiefer als das Niveau des See's  
»von Janina liegt. Am Grunde der Schlucht stürzen eine  
»Menge mächtiger Quellen hervor, die vereint den Bach  
»Welzista bilden, der sich nach einem etwa 3 Kilometer  
»langen Laufe in den Kalama ergiesst. Die Temperatur  
»dieser Quellen variirte am 15. Juni 1860 von 21,1—21,5,

»während die Temperatur des Seewassers an der Chonephtra,  
 »die ungefähr 11—12 Kilometer entfernt liegt, 3 Tage  
 »später, 24,0 betrug. Einige Schritte weiter von diesen  
 »grossen Quellen, die eine Menge von Mühlen treiben,  
 »zeigt sich eine kleine locale, die nur 13°,7 zeigte. Schon  
 »diese geringe Temperaturdifferenz zwischen der des See's  
 »und der obigen Quellen könnte uns auf den Zusammenhang  
 »beider führen. Aber es lagen noch handgreiflichere Be-  
 »weise da: Bruchstücke von Schilf, von Schalen einiger  
 »charakteristischer Mollusken des Janinasees, wie von Pa-  
 »ludina inflata Villa, Dreissena polymorpha Pall., Planor-  
 »bis etruscus Ziegl. Ebenfalls versicherten mich die Leute,  
 »dass häufig Nattern, selbst Aale ausgespült wurden, ja  
 »dass sie sich schon öfter den Spass gemacht, bei der  
 »Chonephtra Spreu ins Wasser zu werfen, die dann nach  
 »einigen Stunden hier wieder zum Vorschein gekommen  
 »sei. Dasselbe Experiment soll einmal Ali-Pascha bei der  
 »nun verstopften Kathawortha von Gastritza gemacht haben,  
 »wobei die Spreu den andern Tag bei dem Städtchen Arta  
 »(Südepirus) vorbei passirte (!). Manchmal können diese  
 »unterirdischen Abzugskanäle, wie wir schon gesehen haben,  
 »durch irgend eine Ursache, wie Erdbeben, Felseinstürze  
 »u. s. w. verstopft werden; es treten dann, besonders wenn  
 »mehrere zugleich unwegbar geworden und noch reichliche  
 »Regen fallen, grosse Ueberschwemmungen ein, die das  
 »ganze Thal unter Wasser setzen; so z. B. in den Jahren  
 »1684, 1685 und 1811.«

Eine andere Natur als die unseres Freundes hätte in  
 so angenehmer und vortheilhafter Stellung, wie die seinige  
 in Janina, sich es wohl sein lassen und zufrieden süsser  
 Ruhe sich hingegen; Schläfli aber litt unter der wissen-  
 schaftlichen Vereinsamung, unter der Einförmigkeit seiner

Lebensweise, unter dem Stillstand seiner weitreichenden Pläne, endlich unter der orientalischen Verweichlichung, die ihn von allen Seiten zu umstricken drohte. Ein älterer Freund mit dem er im Herbste 1858 in Korfu zusammentraf und zu dem er allein mit seinem griechischen Diener durch die unwegsamen und von Räubern erfüllten Gebirge Albaniens geeilt war, fand ihn entmuthigt aber entschlossen, der gezwungenen Unthätigkeit ein Ende zu machen, im Uebrigen, obgleich fester und gereifter, immer derselbe bescheidene, durch und durch zuverlässige, seinen Grundsätzen treue, seines Zieles bewusste Charakter von ehemals. Die wenigen Wochen, die er mit jenem Freunde auf den Inseln Korfu und Cephalonien, unter wissenschaftlichen Ausflügen und trauten Gesprächen zubrachte, stärkten und hoben ihn wieder und er zählte sie später zu seinen liebsten Erinnerungen. Im Sommer 1859 liess er sich nicht länger halten und suchte um eine Versetzung nach irgend einer asiatischen Garnison an. Er schrieb damals, 15. August: »Aufgestachelt von meinem starken »Reisetrieb, von meinem unsteten Sinn und dem Ehrgeize, einigen Zweigen der Wissenschaft nützlich zu sein, »gedachte ich diesen Frühling, mit einigen bescheidenen »Mitteln ausgerüstet, mein Lieblingsproject, eine Reise »nach dem Innern Kleinasiens zu verwirklichen. Aber im »Rathe der Götter stand es anders beschlossen! Die für »meine Zwecke so nothwendige Correspondenz mit Constantinopel wurde in Folge der vom Kriege gestörten Communicationsmittel fast gänzlich unterbrochen, so dass »Briefe Wochen und Monate brauchten. Andererseits machten »die starken Truppenconcentrationen in Rumelien die Einberufung der Redifs, und die dadurch veranlassten überhäuften Berufsgeschäfte den Fortgang aus Janina fast

»zur Unmöglichkeit. Und nun steht der Winter so zu  
 »sagen vor der Thür und macht die Reise durch die Hoch-  
 »gebirge Armeniens zu einer beschwerlichen und gefahr-  
 »vollen. Nichts desto weniger lasse ich den Muth nicht  
 »sinken und hoffe in einigen Monaten am Ziele meiner  
 »Wünsche zu sein. Lässt sich bis Ende August in Con-  
 »stantinopel nichts ausrichten, so müssen bis Ende No-  
 »vember meine Papiere in Ordnung sein und ich reise auf  
 »Mitte Januar selbst nach Stambul. Im Falle man mir  
 »Schwierigkeiten macht, 1000 Franken bei dem Director  
 »der medicinischen Anstalten nicht genügen und die tür-  
 »kische Geschäftsroutine nicht aus ihrem Schlendrian zu  
 »bringen vermögen, gebe ich einfach meine Demission,  
 »um die Sache persönlich mit beredtem Gelde ins Reine  
 »zu bringen. Diess mein Programm für die nächsten Mo-  
 »nate.« Da jede Antwort ausblieb, reichte er seine De-  
 mission aus dem türkischen Dienste wirklich ein, die ihm  
 denn auch auf die Zeit der Ankunft eines Nachfolgers ge-  
 währt wurde. Bis aber der ersehnte Augenblick der Er-  
 lösung kam, dauerte es noch 8 Monate, eine harte Probe  
 für die ungeduldige Phantasie des jungen Mannes. In  
 dieser Zeit gerieth sein Leben nochmals in die grösste  
 Gefahr. »Mitte October«, heisst es in einem Brief vom  
 12. November 1859, »hatten wir in Janina einen Nach-  
 »klang der Militärverschwörung in Constantinopel. Unsere  
 »Caserne, ein prächtiges Gebäude, das 3000 Mann auf-  
 »nahm, ist Sonntag den 16. October Nachts in der  
 »Zeit von 1½ Stunden auf den Grund abgebrannt. Ich  
 »bin vollständig überzeugt, dass eine vortrefflich berech-  
 »nete und ausgeführte Brandstiftung daran Schuld war.  
 »Alles war so zubereitet, dass trotz der Nacht, trotz  
 »der rasenden Geschwindigkeit, mit der das Feuer um

»sich griff, kein Menschenleben verloren ging. Ich stand  
»aber in keiner geringen Gefahr, da mein Haus an die  
»Caserne anstösst und unter letzterer ein Vorrath von  
»100 Centnern Pulver lag. Bei dem furchtbaren Feuer  
»sah ich jeden Augenblick der fürchterlichsten Catastrophe  
»entgegen. Es war eine erschreckliche Nacht. Die Be-  
»völkerung der ganzen Stadt packte ihre Habe zusammen  
»und floh nach den umliegenden Bergen. Für sie war  
»der Schrecken ein doppelter, denn denselben Sonntag  
»war ein Bataillon Redifs, alles Albanesen, entlassen  
»worden, das diese Nacht durch alle Chans überfüllte und  
»eine Plünderung befürchten liess. Sie begnügten sich  
»indess, während die Flammen ihren Zwingkerker verzehr-  
»ten, die Strassen mit wildem Gesang zu durchstreifen,  
»bei der schaurigen Beleuchtung ihre Nationaltänze auf-  
»zuführen und dann nach Mitternacht in ihre bergige Hei-  
»mat abzuziehen. Kein einziger betheiligte sich bei der  
»Hülfeleistung; das Benehmen von Officieren und Soldaten  
»war gleich tadelnswerth, wahrscheinlich sogar berechnet,  
»denn Niemand bemühte sich etwas zu retten. Die ganze  
»Szene erinnerte an den Sipahiaufstand in Indien, nur  
»dass an die Stelle indischer Barbarei und Rachsucht,  
»türkische Gelassenheit trat. Die grässliche Nacht ging  
»schliesslich zu Ende, doch am Morgen noch schien die  
»Explosion imminent. Nun erst wurde die ganze männ-  
»liche Bevölkerung der Stadt zusammengetrieben und durch  
»Wassermassen der glühende Schutt so weit erkältet, dass  
»man den Pulvervorrath ohne Gefahr entleeren konnte.  
»Ich sah das patriotische Complot, denn als solches wurde  
»es beurtheilt, seit Monaten zur Reife gelangen und wun-  
»dere mich nur, dass es ohne blutige Szenen ablief. Der  
»Tod der schurkischen Minister, überhaupt der ganzen

»Regierung, die durch ihre Schandwirthschaft das schöne  
 »Reich dem Untergange zuführte, wurde schon seit Monaten  
 »gepredigt. So sieht es im ganzen Reiche aus. Trotz  
 »aller kaiserlichen Erlasse, trotz aller schweren Erfahrun-  
 »gen, trotz aller Ermahnungen und Vorstellung der fremden  
 »Höfe, wird das Unvermeidliche geschehen. Das türkische  
 »Reich fällt mehr und mehr auseinander und mit moha-  
 »medanischem Fatalismus muss man ausrufen: was ge-  
 »schrieben steht, geschieht!«

Nicht ohne wahren Schmerz trennte sich der junge Mann von der lieblichen Gegend, in der er zuerst Ruhe und Genuss gefunden, von angenehmen lucrativ sehr vortheilhaften Verhältnissen, von zahlreichen Untergebenen und Obern, die ihm nur Achtung und Liebe erwiesen hatten, um wiederum, freilich um vieles besser ausgerüstet, einer unbekanntten Zukunft entgegen zu gehen. Ueber Arta und Preveza, wo die winterlichen Ueberschwemmungen seine Lastthiere und all' seine Habseligkeiten bedrohten, reiste er nach Korfu in das bekannte gastliche Haus des Herrn F. Gysi von Thun, und, nach einigen Tagen der Erholung, mit dem ersten Dampfschiff, auf stürmischem Meere nach Stambul. Zum dritten Male betrat er nun die Metropole des Islams; aber ebenso unbefriedigt wie früher von ihrer trügerischen, Schlechtigkeit und Verderben bergenden Pracht, konnte er kaum erwarten, ihr sobald als möglich den Rücken zu kehren. Eine freudige Ueberraschung ward ihm jedoch durch das unerwartete Zusammentreffen mit seinem ersten Collegen aus Batum zu Theil, Dr. Kötschet, der inzwischen als Leibarzt Omer Pascha's seinem Obern durch alle Phasen von Gnade und Ungnade gefolgt war und eine merkwürdige Sammlung historischer Thatsachen über dessen mannichfaches

Schicksal vereinigt hatte. Durch Vermittlung seines vermögenden Gönners aus Janina, der sich jetzt in Stambul befand, gelang es Schläfli, endlich eine Arztstelle nach dem fernen Bagdad zu erhalten, eine Stelle, die einem deutschen Arzte zugedacht war, die dieser aber anzutreten nicht den Muth hatte. Ohnehin war seit langem sein Blick dorthin gerichtet, und er betrachtete daher diese Ernennung als die Erfüllung seiner heissesten Wünsche.

In seinem letzten Briefe von Constantinopel (2. April 1861) erwähnt er zuerst seines Testamentes, zum Beweise mit welchem Ernste und welcher Ueberlegung er seine gefahrvolle Laufbahn betrat. »Ich komme nun auf ein »anderes Thema«, sagt er, »das gleichfalls Ihre Geduld in »Anspruch nehmen wird. Zur Zeit unverheirathet und »ohne nahe directe Verwandte noch Nachkommen deponirte »ich vor einigen Tagen auf der hiesigen französischen »Kanzlei ein Testament (sogenanntes Testament mystique), »dessen theilweise Copie hier beigelegt ist. (Dieselbe »fehlte). Auf der Reise und im fernen Bagdad kann mir »mancherlei begegnen. Weitere allfällige Verfügungen »mir für später vorbehaltend, setze ich zu meinem Erben »die schweizerische allgemeine naturforschende »Gesellschaft ein, unter der Bedingung, dass sie aus »den Zinsen einen jährlichen Preis über irgend einen »Gegenstand der Naturwissenschaften stifte. Bei dem »Schweizerhaus Peter & Zehnder in Constantinopel deponirte ich am 1. Februar 1861 5000 Fr. à 5%, welche »aber im Falle meines Ablebens erst in 5 Jahren mit den »Zinsen ausgeliefert würden, nämlich am 1. Februar 1866. »(Er zog die Summe später selbst nach Bagdad, wo sie »einen grössern Zins abwarf.) Sollte im Laufe dieser Zeit »keine Nachricht mehr von mir bei den Herren Peter &

»Zehnder eintreffen, so sind sie ebenfalls angewiesen, obige  
 »Summe und zu obiger Zeit dem Präsidenten der genannten  
 »Gesellschaft auszuliefern. Sie mögen daher die Güte  
 »haben die beiliegende Bescheinigung der französischen  
 »Kanzlei dem Secretär der Gesellschaft vertraulich mit-  
 »zutheilen. Natürlich würden obige Dispositionen durch  
 »allfällige spätere Verordnungen aufgehoben und hätten  
 »keinen Werth, besonders wenn ich mich verheirathen  
 »oder directe Nachkommenschaft haben sollte. Das Testa-  
 »ment ist nicht nur auf obige Summe beschränkt, sondern  
 »umfasst all' mein Hab und Gut.«

Ueber die Weiterreise schrieb er noch aus Constanti-  
 nopel (2. April): »Es stehen mir zwei Wege offen, der  
 »eine über Samsun, durch die Gebirge Anatoliens, über  
 »Amasia, Tokat, Keban, Maden, Charput und Diabekir,  
 »der andere über Alexandrette, Aleppo, Biridschik, Siwe-  
 »rek gleichfalls nach Diarbekir. Zur Stunde bin ich noch  
 »unentschieden, welchen ich wählen will, da der eine wie  
 »der andere seine Vortheile und Nachtheile hat. Auf den  
 »anatolischen Gebirgen liegt noch hoher Schnee, die zahl-  
 »reichen unbebrückten Gewässer sind durch Frühlingsregen  
 »und Schneeschmelzen stark angeschwollen, auch treiben  
 »Kurden ihr Raub- und Mordwesen. Die Alepporoute ist  
 »kürzer und leichter, aber wenn man nicht in zahlreichen  
 »Karawanen reist, noch weit mehr den Raubzügen der Kur-  
 »den und Beduinen ausgesetzt.« Er wählte den letztern  
 Weg und schiffte sich gegen Ende April nach Alexandrette  
 ein, das er, nachdem er Rhodus und das alte Tarsus besucht,  
 ohne Unfall am 2. Mai 1861 erreichte.

Die lange an interessanten Scenen und Vorfällen reiche  
 Reise nach Bagdad und durch das untere Mesopotamien  
 hat Dr. Schläfli selbst als ein vollständiges Tagebuch später

ausgearbeitet, das unter dem Titel: »Reisen in den Orient« im Verlage von Wurster & Comp. 1864 in Winterthur erschienen ist. Ein Referent E in der N. Z. Zeitung sagt darüber: »Referent ist der Erzählung von A bis Z gefolgt; ihn hat die Fülle interessanter Mittheilungen und »eine rührend einfache und naturtreue Darstellung gefesselt. »Die orientalischen Lebensverhältnisse treten so anschaulich und natürlich vor unser Auge, dass wir meinen »möchten, eine Karawanenreise, eine Fahrt auf dem Tigris, »ein Aufenthalt in der Chalifenstadt oder bei den Madan »der Lemlunsümpfe, ein Tag an Bord einer Bagla, in Wirklichkeit durchlebt, würde uns kaum noch viel Ungekanntes »bieten. Es wandelt da ein hübsches Stück Orient mit »all' seiner traumhaften Herrlichkeit und seinen Ruinen, »mit seinen Horden und Heuschreckenschwärmen an uns »vorüber. Möchten viele, namentlich auch im Vaterlande »des Entschlafenen, das Bild beschauen.« Einen Ueberblick über diese Reise gab der erste Brief vom 30. Juni 1861 aus Bagdad: »Glücklich bin ich am 20. Juni in dem »schon lange ersehnten Bagdad angelangt und bin somit wieder der alten Heimat um einige hundert Meilen »ferner gerückt. Wäre ich nicht durch die beinahe unerträgliche Hitze an die Wirklichkeit gemahnt, wahrhaftig ich könnte glauben, durch einen lieblichen Zauber »oder ein Traumgebilde mitten unter die Palmen versetzt zu »sein. Wenn auch kein Neuling mehr im Reisen und seit »Jahren an die Fremdartigkeit der Natur gewöhnt, hat »doch die alte Chalifenstadt mit ihren Wundern auf mich »den bezauberndsten Eindruck gemacht. Wenn auch am »Körper schmerzlich leidend, werde ich nie den Eindruck »vergessen, der mir zurückblieb, als ich zwischen den »Palmenwäldern herabfahrend, das alte ehrwürdige Bagdad

»von der Morgensonne beschienen, erblickte. Ja es war  
 »die schönste Reise meines Lebens! Leider aber blieb sie  
 »für die Wissenschaft gänzlich resultatlos. An Mühe liess  
 »ich es mir gewiss nicht verdriessen und musste meine Be-  
 »mühungen zuletzt noch durch einen schmerzlichen Rheu-  
 »matismus büssen. Leider liess ich mich durch Lands-  
 »mann Kötschet in Constantinopel bewegen, die Route  
 »über Aleppo einzuschlagen, welche für Naturgeschichte  
 »höchst ungünstig ist, während die Gebirge Anatoliens  
 »das schönste Feld der Forschung dargeboten hätten. . . .  
 »Am 3. Mai verreiste ich von Skenderum (Alexandrette)  
 »mit einer Karawane nach Aleppo, das wir am 4. Tag  
 »erreichten. Am ersten Tage, gerade dem interessantesten,  
 »weil die Küstengebirge überschritten wurden, musste der  
 »Himmel alle seine Schleussen öffnen; immerhin konnte  
 »ich etwas sammeln und beobachten, dass die Küstenfauna  
 »von der des Innern sehr verschieden ist. Als einen sehr  
 »interessanten Punkt empfehle ich spätern Reisenden das  
 »Städtchen Bailen, welches oben auf dem Gebirge auf  
 »Molassefelsen erbaut ist. Unsere Karawane passirte es  
 »leider während der fürchterlichsten Regengüsse. — In  
 »dem fröhlichen Aleppo hielt ich mich 4 Tage auf; die  
 »Umgegend war aber, trotz einiger kleiner Regen, schon  
 »gänzlich ausgedürft. Aleppo macht auf den Reisenden  
 »den lieblichsten Eindruck, es hat den ächt orientalischen  
 »Charakter und bildet kein modernes Zerrbild der 1001  
 »Nacht. — Am 11. Mai verliess ich das gastliche Haus  
 »unseres Landsmannes Herrn Weber und begab mich 3  
 »Stunden ausser die Stadt, um mich einer grossen Kara-  
 »wane nach Diarbekir anzuschliessen. Von Aleppo beginnt  
 »die grosse mesopotamische Niederung oder Wüste, die  
 »freilich jetzt mit prächtigem Grase oder Getreide be-

»wachsen war. Wie ein unabsehbares Meer dehnt sich  
 »die Wüste aus, nur am Horizonte einige Erhebungen  
 »zeigend, die wie ferne Inselchen hervortauchen. — Am  
 »17. Mai passirten wir bei Biredschik den Euphrat, am  
 »24. das Städtchen Siwerek und nun das Karadsch-Dagh  
 »(Gebirge) und zogen den 28. in das dumpfheisse, unge-  
 »sunde Diarbekir ein. Bald nach Biredschik beginnen  
 »plutonische Gebilde, meist Basalt. Da wir nur in sehr  
 »kurzen Tagmärschen vorwärts gingen, hatte ich zum Um-  
 »herstreifen manchmal ganze Tage frei, aber auch nichts,  
 »nicht ein einzig Thierchen lohnte die müden Beine und  
 »den heissen Schweiss. Erst in Diarbekir kamen wieder  
 »einige Gegenstände zum Vorschein. Diese Stadt ist un-  
 »gemein hübsch am Tigris gelegen, in Mitte von Baum-  
 »gärten, das Klima aber sehr ungesund. Nach dreitägigem  
 »Aufenthalt bestieg ich ein sogenanntes Kelek, eine Art  
 »leichtes Floss, das von aufgeblasenen Schaffellen getragen  
 »wird. Leider war es von Waaren und Passagieren über-  
 »füllt; schon nach dreistündiger Fahrt drohte es einzu-  
 »sinken und blieb jeden Augenblick an den Sandbänken  
 »des Tigris fest, so dass man ins Wasser springen musste,  
 »es los zu machen, — so gings bis ein Theil der Waaren-  
 »ballen bei einem Dorfe zurückgelassen wurde. Einige  
 »Stunden abwärts begannen nun die Felsenpartien, welche  
 »die Fahrt auf dem Tigris zu einer der schönsten auf der  
 »Welt machen. Das wäre ein Feld für den Naturforscher!  
 »Leider fuhr unser Floss von Morgens früh bis zur Abend-  
 »dämmerung; ans Land steigend, brach schon die Nacht  
 »an. Ewig werde ich es bereuen, aus Gründen der Er-  
 »sparniss nicht ein eignes Floss genommen zu haben.  
 »Unterhalb Dschesiret-ibn-Omar wurden wir von den Ara-  
 »bern angegriffen; Dank unsern Feuerwaffen wurden sie

»aber tüchtig empfangen und fanden es für besser, sich  
 »zurückzuziehen. Am 6. Juni langte ich in bester Ge-  
 »sundheit, aber ausgehungert, im heissen Mossul an, wo  
 »ich im Hause unsers Landsmannes J. Weber (dem Bruder  
 »desjenigen in Aleppo) gastlich empfangen wurde. Die  
 »Umgebung Mossuls war schon ausgedörret wie ein Back-  
 »stein; nichts desto weniger machte ich täglich Ritte in  
 »die Umgebungen; ohne aber durch die geringste Beute  
 »belohnt zu werden. Interessant war Niniveh, von dem  
 »leider sehr wenig zu sehen, da Layard alles Werthvolle  
 »mit sich geschleppt hat und die gegrabenen Stellen nun  
 »eingestürzt sind. — In Mossul gab es grosse Rast. Hier  
 »traf mich auch ein junger Handelsmann, Herr Wartmann  
 »aus Bauma, der für das Haus J. Weber in Bagdad be-  
 »stimmt war, und mit dem ich nun gemeinsam die Reise  
 »nach Bagdad machte. Wir hatten zusammen ein be-  
 »quemes Floss, mit Zelt u. s. f., das Tag und Nacht den  
 »seegleichen Tigris hinabfuhr; in 3 $\frac{1}{2}$  Tagen waren die  
 »50 Meilen zurückgelegt und am 20. zeigte sich Bagdad.  
 »Sechs Stunden unterhalb Mossul besuchten wir die Rui-  
 »nen von Nimrud. Herr Weber begleitete uns bis hieher  
 »— zum ersten Male erschallten wohl auf den Palast-  
 »trümmern assyrischer Könige lustige Schweizerlieder und  
 »wurde gemüthliches »züribieterisch« gesprochen. Präch-  
 »tige Ueberreste von in Stein gehauenen Löwen, Ele-  
 »phanten, menschlichen Ungethümen u. s. w. sind hier  
 »noch zu sehen; unzählige Gänge und Löcher bezeugen  
 »Layards ausdauernde Thätigkeit, der es ebenfalls möglich  
 »wurde, die Kolosse den Tigris hinabzuschiffen. — Zwei  
 »Tagreisen vor Bagdad wurden wir durch Gegenwind einen  
 »ganzen Tag aufgehalten und ich benutzte die freie Zeit  
 »um am Strande Flussthiere zu sammeln.«

Aus dem Reiseberichte Schläffi's heben wir noch die beiden kurzen Stellen hervor, die sich auf die Organisation der Karawanen und auf den Bau der Kelek, zwei ächt orientalischen Reisemitteln, beziehen. »Zu einer Karawane »(türk.-arab. Kerwan), welche entweder aus Maulthieren, »Eseln oder Kameelen besteht, vereinigen sich grösserer »Sicherheit halber mehrere Lastthiertreiber (Megaretsch, »Katirdschi Déwétschi), die eben so viele Abtheilungen »(Barchane) in der Karawane bilden. Während Kameel- »Karawanen oft aus einigen tausend Kameelen bestehen, »übersteigt die Anzahl der andern Lastthiere selten einige »Hundert. Erstere sind vorzüglich zur Wüstenreise, letz- »tere mehr für gebirgige Gegenden geeignet. Eine Pferde- »last wird zu 90—120 Oka, eine Kameellast zu 180—220 »Oka angenommen. Der Aufbruch aus dem Lager ge- »schieht immer gemeinschaftlich, aber so, dass die Last- »thiere der einzelnen Abtheilungen auf dem Marsche bei- »sammenbleiben und sich nicht mit den andern vermischen. »An dem übereingekommenen Platze, der mit Wasser und »Futter versehen sein muss, wird wieder gemeinsam ge- »lagert. Die Barchane bestehen je nach dem Reichthum »ihrer Inhaber aus 10—30 und mehr Thieren; oft ver- »einigen sich ärmere Leute zu einer einzigen. Jeder »Maulthiertreiber, nachdem er die Pferde abgeladen und »auf die Weide getrieben, schichtet seine Waarenballen »in zwei kurzen Wällen auf, über welche zum Schutze ge- »gen Sonne und Regen ein Tuch oder eine Filzdecke ge- »spannt wird. Unter diesem Zelte lagern der Reisende »und die Keratschi, welche letztere aber während der »Nacht das Lager der Reihe nach gegen Diebe zu über- »wachen haben. — Von den Keleks heisst es: »die ganze »Schiffahrt des Tigris bis Bagdad und ebenso die des

»obern Euphrats wird auf Keleks (Schlauchflößen) be-  
»trieben. Sie sind für den reissenden, durch viele Schwel-  
»len, Wirbel, Untiefen und Felsen gefährdeten Strom sehr  
»praktisch, ihre Konstruktion ungemein einfach und noch  
»dieselbe wie zu Zeiten Xenophons. Je nach der Anzahl  
»Hämmerschläuche, welche von 50—110 variirt, haben sie  
»eine mehr oder minder beträchtliche Länge und Breite.  
»Zu diesem Behufe werden die Hämmel an der untern  
»Bauchseite so wenig als möglich aufgeschnitten, das Fell  
»über den Kopf abgezogen und mit Galläpfelpulver und  
»Granatrinde gegerbt. Nachdem die gewünschte Consistenz  
»erhalten, wird das Fell an den vielleicht durch einen zu  
»tiefen Schnitt beschädigten Stellen zugenäht und zwar so,  
»dass die Haarseite nach aussen, 3 Füsse nach Innen  
»kommen, während der vierte aussen bleibt, indem er  
»als Ansatz für ein Blaserohr dient. An dem Hals und  
»Schwanzende und den Füßen wird nun das Fell zuge-  
»bunden, aufgeblasen und in Wasser getaucht, um nach-  
»zusehen, ob es vollkommen luftdicht sei. Zeigt sich bei  
»dieser Probe eine kleine an den aufsteigenden Blasen  
»erkennbare Oeffnung, wird das Fell umgebogen und die  
»Oeffnung mit einem Steinchen unterbunden. Für ein  
»Floss von 80 Schläuchen werden 10 Reihen zu 8 Schläu-  
»chen neben einander gefügt, 10 neben einander liegen-  
»den Leitern vergleichbar, deren Sprossen die Schläuche  
»vertreten, welche beiderseits an ihren Hals und Schwanz-  
»enden an dünnen Stangen befestigt werden. Für 10  
»Reihen braucht es also 20 dieser Stangen. Diese letztern  
»werden wieder mit Längsstangen verbunden, so dass an  
»jede Schlauchseite eine zu liegen kommt. Auf die Mitte  
»jeder Schlauchlinie, sowohl in Länge als Quere, kömmt  
»von neuem eine Stange, welche dicker und stärker als

»die andern auf den Schläuchen aufliegt und mit Bind-  
 »faden aus Ziegenhaar mit den erstern verbunden wird.  
 »Auf dieses leichte Gerüst, meist aus jungen Pappelbäum-  
 »chen bestehend, werden nur noch einige kürzere, 3—4  
 »Fuss lange Baumäste aufgelegt, in der Weise aber, dass  
 »zwischen jeder Schlauchlinie ein kleiner offener Raum  
 »übrig bleibt. Derselbe dient zum leichtern Aufblasen der  
 »Häute, welche so rangirt sind, dass ihre Ansatzstelle, je-  
 »ner erwähnte Fuss, immer auf dieselbe Seite schaut. Nahe  
 »am Vordertheile des Keleks, wo der Flösser oder Ke-  
 »lekschs (kurdisch Kelewan) seinen Sitz nimmt, stehen  
 »zwei  $1\frac{1}{2}$ —2 Fuss hohe feste Stangen, welche zur Be-  
 »festigung der Ruder (gürek) dienen. Diese sind zwei ab-  
 »geschälte Baumstämmchen, an deren Ende einige Schin-  
 »deln mittelst Haarschnüren in einem Quadrate befestigt  
 »sind. Sie dienen bei der raschen Strömung weniger zum  
 »Vorwärtsrudern als zur Steuerung. Hiermit ist das Floss  
 »fertig und zur Reise bereit, ohne dass ein Nagel nöthig  
 »gewesen wäre. Die Waarenballen werden nun aufgelegt,  
 »indem man darauf achtet, dass die schwersten in die Mitte  
 »kommen und das Gleichgewicht nirgends gestört wird,  
 »Auf ihnen lagern sich die Passagiere. Reisenden, denen  
 »es die Mittel erlauben, sich es auf einem eignen Kelek  
 »bequem zu machen, errichten in seiner Mitte ein Zelt,  
 »das sie vor Regen und Sonne schützt, und verproviantiren  
 »sich mit Kohlen und einer Feuerpfanne, um während  
 »der Fahrt Caffee, Thee u. s. w. zu brauen. Der Kelektschi  
 »nimmt zur Vorsicht einige vorrätliche Schläuche (tulum)  
 »und Haarschnüre mit sich; ferner ein Blaserohr (Schilf-  
 »stengel) und den Reschasch oder Schöpflöffel — ein Stück  
 »Holz, an dem ein Stück Leder löffelartig befestigt ist, das  
 »zum Befeuchten der trocknenden Schlauchränder benutzt

»wird. — Die Construction der Keleks, von denen in  
 »Diarbekir jährlich 2—300 gebaut werden, bildet hier eine  
 »Art angemasstes Monopol, mit dem sich nur einige Tür-  
 »ken abgeben, die jede Concurrenz durch allerlei Mittel  
 »zu hintertreiben wissen. Sie bezahlen der Regierung für  
 »jeden Schlauch  $\frac{1}{2}$  Piaster Abgabe. Die Kelechtschis,  
 »von denen auf einem Kelek gewöhnlich zwei sich be-  
 »finden, sind kräftige Kurden vom Sasastamme. Im Winter  
 »erhält jeder derselben für eine Fahrt nach Mossul 150,  
 »im Sommer aber nur 70—80 Piaster. In Mossul ange-  
 »kommen, wird das Kelek aus einander genommen und das  
 »Holz vortheilhaft verkauft. Die Schläuche dagegen werden  
 »zusammengelegt, mit Galläpfelpulver bestreut und je von  
 »10—15 in einen Schlauch gepackt und einem Pferde  
 »aufgeladen, das zugleich den Kelechtschi über Mardin  
 »wieder nach seiner Heimat trägt. Findet sich gerade eine  
 »Sendung Galläpfel, so werden die Schläuche zu Säcken  
 »verwendet und so transportirt. In der kältern Jahreszeit  
 »kann mit denselben Schläuchen, die dem Eigenthümer  
 »auf 6—7 Piaster zu stehen kommen, die Reise 4—5 Mal  
 »unternommen werden; im Sommer höchstens 2 oder 3  
 »Mal, da sie durch die Hitze leicht verderben. Der Preis  
 »der Keleks richtet sich nach der Zahl seiner Schläuche,  
 »eines von 80 kostet 7—800 Piaster; der Kantar Waare  
 »von Diarbekir bis Mossul je nach der Jahreszeit 35—50  
 »Piaster; der Passagierpreis auf einem Waarenkelek ist  
 »25—30 Piaster.«

In Bagdad fand Dr. Schläfli einen recht vaterländischen Empfang von Seiten der aus 4 Mann bestehenden Schweizercolonie, und im Hause des Hrn. Jul. Weber die freundschaftlichste Aufnahme. Die Sommermonate, die er da selbst in Erwartung weiterer Ordre zubrachte, gehörten

zu den friedlichsten und heitersten seines Lebens, da er nicht so vereinzelt dastand wie in Janina. Ueber die furchtbare Hitze, die in Bagdad herrscht, in der That einem der heissesten Punkte der ganzen Erde, Dank den Wüsten, die beiderseits sich ausdehnen, enthalten seine Briefe folgende Details. »Bagdad ist wegen seiner Hitze »berühmt und ich werde ihm diesen Ruhm nicht streitig »machen. Jeden Tag im Juli erreicht das Thermometer »43 bis 45, einzelne Male sogar  $48^{\circ}$  C, nie sank es unter »33 herab. Die heisse Tageszeit wird in den sogenannten »Serdato (möblirte Keller) zugebracht,  $\frac{1}{2}$ —1 Stunde vor »Sonnenuntergang steigt man aus der dunkeln Behausung »herauf in den ersten Stock, wo die Hitze etwas abge- »nommen. In den Zimmern, die in Glutöfen verwandelt »sind und aus allen Wänden Hitze ausströmen, lässt sich »nicht aushalten. Bei Sonnenuntergang bietet das flache »Dach die langersehnte Kühlung; es ist zugleich Speise- »saal und Schlafkammer. Ohne Luftzug ist es aber auch »da kaum möglich einzuschlafen. So schläft bis in den »Herbst hinein ganz Bagdad auf seinen flachen Dächern. »— Will man, wie zur Labung bei uns, ein frisches Hemd »anziehen, so scheint es aus einem Bäckerofen zu kommen. »Bei Berührung mit dem Finger sinkt das Thermometer. »Auf den Strassen glaubt man von den Sonnenstrahlen in »den Boden gebohrt zu werden. Trotz der tropischen Hitze »aber ist das hiesige Klima sehr gesund, Fieber gar keine, »nur im Winter hier und da die Cholera. Aus dem »Schweisse ist nicht herauszukommen, denn auch die Ma- »tratzen sind heiss; da die Körperwärme niedriger ist, »thut man am besten, sich dicht in die Decken zu hüllen. »Am höchsten steigt die Hitze in der Samperiode, des »auch in Egypten bekannten heissen Wüstenwindes; das

»Mittel der Temperatur stellt sich auf 43—44°. Bis jetzt  
 »ertrage ich die Hitze sehr gut und mein Rheumatismus  
 »ist so zu sagen verschwunden.«

Ein Brief von Mitte October 1861 von Samava, am  
 untern Euphrat brachte folgende Details über seine weitem  
 Schicksale: »Nach einem zweimonatlichen Aufenthalt in  
 »dem überaus warmen Bagdad erhielt ich die Ordre, mich  
 »zu meinem Regimente nach Samava am untern Euphrat  
 »zu begeben. Abends den 19. August verliess ich Bag-  
 »dad und durchritt in zwei Nächten die Bagdad und Hille  
 »trennende Wüste. Den 21. und 22. verwendete ich zur  
 »Besichtigung des alten Babylon, von dem freilich ausser  
 »einigen kolossalen Trümmern von Lehm und Back-  
 »stein nicht viel zu sehen ist. Freilich lohnt ein Besuch  
 »des geschichtlichen Interesses wegen, das Babel mit dem  
 »Namen einer Semiramis, eines Nabukodonosor, eines  
 »Alexander des Grossen verknüpft. Am Abend des 22. be-  
 »stieg ich eine grosse Euphratbarke. In Mitte herrlicher  
 »Palmwälder ging es nun den zu einem erbärmlichen Fluss  
 »hinabgesunkenen Euphrat hinunter. In der Nacht vom  
 »24. durchschiffte ich auf einem kleinen Nachen die Lem-  
 »lunsümpfe, wo sich der Euphrat in ein grosses kaum  
 »2' tiefes Sumpfmeer verliert. Glückliche erreichte ich  
 »am 25. ohne von den räuberischen Arabern belästigt  
 »worden zu sein, Samava, wo ich zur Zeit in einer kleinen  
 »Lehmhütte mein Quartier aufgeschlagen habe, und ver-  
 »suche die tausend Eindrücke und Bilder der verflossenen  
 »bewegten Monate zu Papier zu bringen. Es war mir  
 »vergönnt, in wenigen Monaten und im ganzen mit ge-  
 »ringen Spesen (die ganze Reise von Stambul bis hierher  
 »kostete mich kaum 450 Fr.) ein Stück grosser orientalischer  
 »Welt und Natur zu sehen und die berühmtesten Stellen

»alter Cultur zu besuchen. Mein jetziger Aufenthaltsort  
 »Samava ist ein kleines erbärmliches arabisches Nest, in  
 »welchem die Türken eine Garnison halten. Dem Flussufer  
 »entlang zieht sich ein schöner Palmenwald, mein einziger  
 »Erholungsort, denn gleich einige Schritte weiter dehnt  
 »sich die unabsehbare Ebene, eine trostlose Wüste, nach  
 »allen Richtungen aus. Am rechten Ufer befindet sich  
 »das aus lauter miserabeln Lehmhütten bestehende Städt-  
 »chen, am linken die ebenfalls aus Lehm gebaute Kaserne.  
 »Von der langen Wanderung zur Ruhe gekommen, sind  
 »die Entbehrungen noch nicht zu Ende; unsere Küche ist  
 »auf ein Minimum von Abwechslung beschränkt, Reis,  
 »Fleisch, Datteln, schlechtes Brod, dann und wann etwas  
 »Milch. Meine Berufsarbeit reduzirt sich so zu sagen auf  
 »Null, denn Samava erfreut sich eines recht gesunden  
 »Klima's. Ueberhaupt sind im Irak, das schlimme Bas-  
 »sora ausgenommen, die Fieber viel weniger zu Hause  
 »als in den meisten Gegenden Rumeliens. Unter den fa-  
 »natistischen schiikischen Arabern ist an eine Privatpraxis  
 »nicht zu denken. Die freie Zeit suche ich so viel als  
 »möglich im Interesse der Naturwissenschaften zu ver-  
 »werthen. Sucht auch die arabische Natur an Einförmig-  
 »keit und Armuth ihres gleichen, zumal jetzt alles thierische  
 »und vegetabilisehe Leben durch eine sechsmonatliche  
 »Glühhitze erstickt zu sein scheint, so findet doch das  
 »aufmerksame Auge des Naturforschers täglich etwas Neues  
 »und Interessantes. Mit Freuden begrüßte ich dieser Tage  
 »die ersten leichten Wölkchen, die einige Abwechslung in  
 »den seit Monaten immer klaren Himmel brachten. Des  
 »Sommers Hitze ist seit einigen Tagen gebrochen und der  
 »Winter in raschem Anzuge; das Thermometer sinkt Mor-  
 »gens auf 14—15° und erreicht Nachmittags kaum mehr

»34—35. Mein Körper ist schon so an die Hitze gewöhnt, »dass mir diese Temperatur, für die man sich in der »Schweiz im höchsten Sommer bedanken würde, so niedrig »vorkommt, dass ich mich in dicke Winterkleider ge- »hüllt habe. Dank Gott bin ich bis zur Stunde frisch und »gesund geblieben; weder Reisebeschwerden, noch die »frugalste Kost, noch die Hitze haben nachtheiligen Ein- »fluss auf meine schwächliche Constitution geübt. Obwohl »allen Entbehrungen ausgesetzt und jeglichen Comforts »beraubt, fühle ich mich als Einsiedler im fernen Osten »doch so ziemlich glücklich. Freilich mag zu dieser zu- »friedeneten Stimmung die Hoffnung auf eine bessere Zu- »kunft und auf ein neues bewegtes Leben mehr beitragen, »als die eintönige rauhe Gegenwart. Wer einmal das »Reisen gekostet, dem ist schwer Stillstand zuzurufen!«

Während der langen einsamen Monate in dem trau- rigen Samava, bewegten mancherlei Pläne die Gedanken des jungen Mannes. Vor allem aber entschloss er sich zum Austritt aus dem türkischen Dienste, theils wegen der angekündigten Gehaltsreductionen, bei denen sich kaum mehr bestehen liess, theils wegen der Trostlosigkeit der Gegend, aus der sobald keine Erlösung zu erwarten war, endlich wegen der Ungewissheit der türkischen Verhält- nisse, da selbst in diesen Gegenden täglich Aufstände drohten. Anfangs richteten sich seine Blicke auf Dschidda und Mekka, den Schauplatz von Burkhard's Thätigkeit, er wollte quer das kaum bekannte Innere Arabiens durch- schneiden und hatte bereits mit Sklavenhändlern angeknüpft, welche jährlich diese Reise machten; allein die Nothwen- digkeit öffentlich den Islam zu bekennen, während sein Name als fränkischer Arzt bereits bekannt war, hielt ihn ab. Dann dachte er an eine Niederlassung in einer ara-

bischen oder kurdischen Stadt, wo Privatpraxis für die materiellen und eine neue unbekannte Natur für die wissenschaftlichen Interessen sorgen sollte. Allein auch dieser Plan, der wohl am leichtesten zu verwirklichen war, weil er die geringsten ökonomischen Mittel, und bei der Kenntniss Schläfli's mit der Sprache und den Sitten der Bevölkerung die geringste Vorbereitung erheischte, genügte der unruhigen aufgeregten Phantasie nicht mehr. Sein drittes und letztes Projekt entwickelte er mit folgenden Worten: »Mein Plan, bei günstig sich gestaltenden Umständen ist der folgende: Von Bassora aus Abu-Schehr »und vielleicht noch einige andere Punkte der persischen »Küste zu besuchen, nach Maskat überzufahren, womit »eine Exploration der Bahreininseln verbunden würde; von »Maskat auf einem arabischen Küstenfahrer das östliche »Arabien zu umschiffen, um Aden zu erreichen; von Aden »aus die ganze Ostküste Afrika's auf einem Küstenschiff bis »Zanguebar hinabzuschiffen, wobei zahlreiche Küstenpunkte »besucht und ausgebeutet werden können. In Zanguebar »angelangt, hoffe ich durch englische Verwendung beim »dortigen Sultan eine Anstellung zu erhalten und, wenn »nicht, durch Privatpraxis mir die nöthigen Subsistenz- »mittel zu erwerben. Nach unbestimmtem Aufenthalte da- »selbst und je nachdem die Umstände sich günstig ge- »stalten, gedenke ich auf den gewöhnlichen Karawanen- »wegen in das Innere des Continentes so weit vorzudringen »als möglich. Die Ostküste Afrika's und namentlich Zan- »guebar sind durch ihr Klima in etwas bösem Rufe, doch »ist dasselbe gewiss nicht schlimmer als das vieler Orte »von Ost- und Westindien, wo Europäer Jahre lang leben. »Es fällt mir nicht ein in die Fusstapfen der grossen »Afrikareisenden zu treten, einer solchen Aufgabe wäre

»ich in keiner Hinsicht gewachsen: neben meinem Berufe  
 »einige Zweige der Naturwissenschaften in den von jenen  
 »Männern betretenen und gleichsam neuentdeckten Ländern  
 »specieller zu ergründen, kann mein einziger Zweck sein.  
 »In wie fern mir diess gelingt, mag die Zukunft lehren.  
 »Sollte es mir möglich sein, in Zanguebar eine Anstellung  
 »zu erhalten, so würde es mir in solch offizieller Stellung  
 »ein Leichtes sein, die Küsten des afrikanischen Continentes  
 »zu erforschen und vielleicht still und unbemerkt in sein  
 »geheimnissvolles Innere vorzudringen. Nur einmal auf  
 »den Wogen des indischen Ozeans, und das Andere wird  
 »sich mit Gottes Hülfe schon geben. Von mir ist die  
 »Sache überdacht, abgewogen und ausgemacht; gelte es  
 »was es wolle. Den Beginn der Wanderung setze ich  
 »auf nächsten Sommer oder Herbst. Meines Dienstverhält-  
 »nisses wünsche ich sobald als möglich los zu sein; werde  
 »ich, wie ich hoffe, im Frühling von Samava erlöst, so  
 »will ich in Bagdad mit Privatpraxis die bis zum Beginn  
 »der Expedition verfliessenden Monate abwarten.«

In dem nämlichen Briefe war auf bescheidenste Weise  
 die Frage ausgesprochen, ob es nicht möglich wäre für  
 eine solche der Wissenschaft dienende Reise, gegen Ein-  
 sendung von Sammlungen, von Seiten vaterländischer An-  
 stalten eine Unterstützung zu erhalten? Diess war die Ver-  
 anlassung, dass die zürcherische naturforschende Gesell-  
 schaft, deren Mitglied Dr. Schläfli war, die Gründung eines  
 wissenschaftlichen Reiseunternehmens an die Hand nahm  
 und die Prüfung derselben, so wie nachher die ganze Lei-  
 tung der Sache einer Commission übergab, die sich über  
 Schläfli's Wesen und Streben folgendermassen aussprach:  
 »Er will nicht als flüchtiger Reisender weite Länder durch-  
 »ziehen; nicht sich als Abenteurer in unbekante Ge-

»fahren stürzend; nicht durch einen grossen Aufwand an  
»Mitteln und Menschen Schwierigkeiten hervorrufen und  
»als fremder Eindringling allenthalben Misstrauen wecken;  
»eben so wenig endlich in der Verwirklichung seiner  
»Pläne eine Befriedigung der Eitelkeit oder des Ehrgeizes  
»suchen. Sein Zweck ist ein durchaus reiner, vollkommen  
»bestimmter und reif überlegter. Obgleich auch ihn die  
»im Herzen des Schweizers nie erlöschende Liebe zur Hei-  
»mat beseelt, ziehen ihn doch keine nähern Familien-  
»bande, keine Vermögensverhältnisse, keine Pflichten,  
»keine Aussichten irgend einer Art zurück. Er steht ganz  
»vereinzelt und unabhängig da, frei sich seinen Wohnsitz  
»aufzuschlagen, wo es ihm beliebt, aber entschlossen das  
»Ziel, das er in der Tiefe seines Gemüthes erfaßt hat,  
»gelte es was es wolle, weiter zu verfolgen. Seiner Be-  
»sonnenheit und Beharrlichkeit stand bisher ein seltenes  
»Glück zur Seite. — Es war stets sein Gedanken, nur so  
»lange im türkischen Dienst zu bleiben, bis seine Erspar-  
»nisse ihm gestatten würden, sich unabhängig zu stellen  
»und frei zu bewegen. Der Augenblick der Verwirklichung  
»scheint ihm gekommen, und dass er eine Stadt wählt,  
»welche selten von Naturforschern bleibend bewohnt, be-  
»sonderes Interesse verheisst und welche den Eingang bil-  
»det zu dem schon öfter betretenen aber wenig ausge-  
»beuteten östlichen Afrika, darf nicht befremden. Zangue-  
»bar, wie jene ganze Küste, wird von arabischen Stämmen  
»bewohnt, die vom Iman von Maskate abhängen und den  
»ganzen Handel nach dem Innern in Händen haben. Der  
»Sprache mächtig, mit den Sitten, den Meinungen, der  
»Religion der Araber vertraut, geübt im Umgang mit  
»dem niedern Volke, wie mit den höhern Ständen, erfahren  
»in den Krankheitsformen des Orients, hegt er die Zuver-

»sicht die Reise nach Zanguebar leichter als mancher an-  
 »dere durchführen und sich daselbst auch leichter eine  
 »feste Existenz schaffen zu können. Damit verbinden sich  
 »eine grosse Einfachheit der Bedürfnisse, eine ungemaine  
 »Mässigkeit in allen Lebensgenüssen, eine durch den rauhen  
 »Dienst trotz der zarten Constitution gewonnene Abhärtung,  
 »endlich eine ungewöhnliche körperliche und geistige Zähig-  
 »keit. Welche bessere Eigenschaften kann man einem  
 »Reisenden wünschen, wenn dieselben, wie es hier der  
 »Fall ist, von einem richtigen Blicke, tüchtigen wissen-  
 »schaftlichen Kenntnissen, von grosser Zuverlässigkeit und  
 »wahrer Uneigennützigkeit unterstützt werden. In letzter  
 »Beziehung darf bemerkt werden, dass Herr Schläfli, trotz  
 »aller Schwierigkeiten, durch die er sich durchgeschlagen,  
 »während 6 Jahren und ohne irgend eine Vergütung, eine  
 »hübsche Ausbeute von Insekten und Mollusken an seine  
 »Freunde gesandt hat, unter der einzigen Bedingung, dass  
 »seine Sammlungen, wie es wirklich geschehen, wissen-  
 »schaftlich bearbeitet und publizirt würden.«

Bei der grossen Entfernung Samava's, welche für jeden  
 Brief 5, für jede Sendung 9 Wochen erforderte, waren  
 lange Unterhandlungen nicht möglich und die Commission  
 ging sofort an ihr Werk, theils, an den gemeinnützigen  
 Sinn ihrer Mitbürger appellirend, Gelder zu sammeln,  
 theils Empfehlungen an Beamte und Kaufleute des öst-  
 lichen Afrika aufzubringen, theils endlich Instrumente und  
 Gegenstände anzuschaffen, deren ein wissenschaftlicher  
 Reisender bedurfte. Diese Bemühungen hatten den besten  
 Erfolg, es wurden 10,000 Fr., zu denen der zürcherische  
 Erziehungsrath und der schweizerische Schulrath je mit  
 1000 Fr. beitrugen, zusammengebracht; es wurden ge-  
 wichtige Empfehlungen von königlich englischen Gesell-

schaften, von Gelehrten, Missionshäusern, Handelshäusern in Hamburg und Bremen u. s. w. erworben und alle Anschaffungen bis Ende Frühjahrs 1863 zur Versendung bereit gehalten.

So schien alles auf's Schönste sich zu vereinigen, um nach mehrjähriger Anstrengung Dr. Schläfli in die Lage zu setzen, die langersehnte Laufbahn eines wissenschaftlichen Reisenden zu betreten. Allein mit diesem Augenblicke wandte sich sein Glück, das ihm bisher so treu gewesen; er, der so fest und muthig voranschritt, so lange er, auf sich selbst angewiesen, mit eignen Kräften sich durchschlug, verlor, unterstützt und gehalten von fremder Hand, sein Vertrauen und seine Sicherheit, und bog unter der Last der Verpflichtungen, die er auf sich zu nehmen glaubte. Es begann eine Reihe von Prüfungen, die ihn nicht wieder verliessen.

Dem Brief vom October, auf den das ganze Unternehmen sich stützte, folgte nun ein befremdendes Schweigen von 6 Monaten, das erst am 14. März durch folgenden Bericht unterbrochen wurde: »Nach einer beschwerlichen 14tägigen Reise bin ich anfangs März vom untern »Euphrat nach Bagdad zurückgekehrt und erhielt da Ihr »wichtiges Schreiben vom Januar. Auf's Freudigste wurde »ich durch das unerwartete Ergebniss von Ihrer und Ihrer »Freunde Theilnahme überrascht; — das Schicksal hatte »es unterdessen anders beschlossen und hat vorläufig meinen liebsten Träumen durch eine widrige Wirklichkeit »Halt geboten. Meine Gesundheit hat nämlich Ende des »letzten Jahres in Samava einen harten Stoss erlitten. Nach »langen Monaten sengender Hitze, den Winter durch in »einem dumpfen und feuchten Kellergewölbe gefangen zu »bleiben, überstieg die Zähigkeit einer europäischen Natur, brachte mir eine anhaltende, von einem verdächtigen

»Husten begleitete Kolik und wirkte, in Mitte der trost-  
»losen Wüste, so deprimirend auf mein ohnehin zur Hypo-  
»chondrie geneigtes Gemüth, dass meine physischen Leiden  
»trotz Arbeit und Beschäftigung beinahe unerträglich wur-  
»den. Meines leidenden Zustandes ungeachtet hatte ich  
»mir vorgenommen, von Samava nach Incam-Ali vorzu-  
»dringen, welche Route seit mehr als 100 Jahren kein  
»Europäer eingeschlagen hat; die plündernden Araber ver-  
»eitelten aber den Versuch, sowie einen andern stromab-  
»wärts nach Bassora. Eine Veränderung wurde dringend  
»nothwendig. So war ich denn genöthigt, die alte Route  
»den Euphrat aufwärts wieder zu wählen. Nach 9 Tagen  
»langweiliger Fahrt bei immer währendem Gegenwinde  
»kam ich in Hille an, von wo ich in zwei Tagen durch  
»den gewöhnlichen wieder sicher gewordenen Wüstenweg  
»das langersehnte Bagdad erreichte, wo ich mich sofort  
»zu Bette legen musste. Dank der Pflege im Weber'-  
»schen Hause und der wohlthuenden Theilnahme meiner  
»Bekannten, geht es mir zur Stunde bedeutend besser  
»und ich kann mich beinahe wieder als hergestellt be-  
»trachten; allein die bedeutende Schwäche, die zurückge-  
»blieben, und die Muthlosigkeit, die in Folge dessen sich  
»meiner bemächtigt hat, nöthigen mich vorläufig alle  
»Reisegedanken aufzugeben, im Augenblick wo ich an  
»der Schwelle ihrer Verwirklichung zu stehen glaubte;  
»sie nach 2 oder 3jähriger Angewöhnung an das Klima von  
»Unter-Mesopotamien einmal wieder aufzunehmen, gebe  
»ich immerhin die Hoffnung nicht auf. Den türkischen  
»Militärdienst habe ich nun, nach langem Gezänke zwi-  
»schen dem Consulate (dem französischen vermuthlich, da  
»Schläfli einen französischen Pass hatte) und dem Pascha,  
»der meine Demission verweigerte, verlassen und werde

»vor der Hand in Bagdad eine Stellung als Privatarzt zu gründen suchen u. s. w.«

Die Krankheitsepisode, welche das Leben und die Zukunft unseres Freundes in Frage gestellt hatte, war glücklich vorüber. Und wie es gewöhnlich geschieht, dass ein in der Tiefe des Gemüthes gereifter Gedanke, nach Ueberwindung bedrohlicher Hindernisse, nur um so kräftiger in seine Rechte tritt, so geschah es auch hier, wie aus einem am 9. April geschriebenen Briefe hervorgeht: »Ihr wichtiges Schreiben verlangt eine augenblickliche Antwort, zumal die Dinge zu weit gediehen sind, mir ein Zurückschrecken vor Schwierigkeiten zu erlauben. Meine letzte kleinmüthige Epistel wird Sie recht unangenehm berührt haben; allein wer vermag gewissen Krankheitseinflüssen zu widerstehen? Nach gänzlicher Herstellung meiner Gesundheit, wozu aber einige Monate der Ruhe nothwendig sind, kehren sicher auch Muth und Thatkraft zurück; das fühle ich wohl. Lassen wir also bis October — vorher ist wegen des mörderischen Klima's in Bassora und Maskat nicht aus Bagdad fortzukommen, — die ganze Angelegenheit in statu quo ruhen.«

Trotz der unbeschreiblichen Hitze wurden die Ruhemonate in Bagdad, während welcher Schläffi's Gesundheit sich vollständig wieder herzustellen schien, eine Zeit fleissiger geistiger Thätigkeit. Er arbeitete das früher erwähnte Tagebuch der Reise von Constantinopel nach Bagdad vollends aus und ergänzte dasselbe durch seinen Aufenthalt in der Chalifenstadt selbst und in Unter-Mesopotamien; er schrieb verschiedene Notizen über die kurdischen Stämme des Dsebel-Tôr, über die in den Sümpfen des Tigris und Euphrat lebenden merkwürdigen Madan-

stämme, über die Dattelvarietäten der Provinz Irak, über kurdische Ausdrücke mit Bezug auf Naturgeschichte, über kurdische Volksmedizin (diese Notizen haben theils in Petermann's geographischen Mittheilungen, theils in der zürcherischen Vierteljahrsschrift ihre Stelle gefunden); endlich stellte er alle seine meteorologischen und physikalisch-geographischen Beobachtungen in einer grössern Abhandlung zusammen, welche unter dem Titel »Beiträge zur physikalisch-geographischen Kenntniss von Unter-Mesopotamien« in die Denkschriften der schweizerischen Gesellschaft aufgenommen wurde und von grosser Wichtigkeit ist. Ausserdem wurden recht hübsche Sendungen antiquarischer und naturhistorischer Gegenstände, die Früchte des bisherigen Sammelns, nach Zürich befördert, wo sie meistens in den öffentlichen Sammlungen aufbewahrt werden, und Vorbereitungen getroffen, um im Spätherbst das grössere Reiseunternehmen anzutreten.

Inzwischen erlitt der Reiseplan Schläfli's eine wesentliche Aenderung. Einerseits lauteten die Nachrichten hinsichtlich der Leichtigkeit für einen Arzt sich in Zangebar vortheilhaft niederzulassen höchst ungünstig, anderseits, da nun einmal die wissenschaftlichen neben den Privat Zwecken in den Vordergrund traten, versprach eine Erforschung des in naturhistorischer Beziehung wunderbar reichen Madagascar ungleich wichtigere Früchte als der Besuch des afrikanischen Festlandes. Diess und der Umstand, dass Bombay, wo das zürcherische Haus »Gebrüder Volkert« sich zu jeder möglichen Hülfe bereit erklärte, den einzigen Weg bot, unserm Reisenden seine Instrumente, Effekten und Briefe sicher zukommen zu lassen, bestimmten ihn, sein Augenmerk nunmehr auf jene räth-

selhafte Insel zu wenden, wohin ihm gleichfalls französische Empfehlungen verschafft wurden — die ihm leider nicht mehr zukamen.

Ende Oktobers 1862 schrieb er: »In wenigen Tagen »Bagdad verlassend, sind diess meine letzten Zeilen vom »türkischen Boden; da mir tausend Dinge durch den Kopf »gehen, wird es auf dem Papier wohl nicht besser aus- »sehen. Ihr Brief von Mitte August ist mir endlich nach »langer peinlicher Erwartung zugekommen und hat mich »aus der endlosen Ungewissheit erlöst. Zu vernehmen, »dass Alles in Richtigkeit und Briefe und Gegenstände »nach Bombay auf dem Wege seien, nimmt mir einen »schweren Stein vom Herzen. Mittwoch, den 9. Oktober »werde ich von hier auf dem englischen Regierungsdampfer »Comet, dessen Commandant mich freundlich eingeladen »hat, nach Bassora abfahren. Dort muss ich einige Tage »bleiben, bis ich ein kleines arabisches Schiff nach Mas- »skat finde, denn an englischen Kauffahrern fehlt es auf »diesem Wege. In Maskat zu verweilen ist, da die »Jahreszeit wenig verspricht, kaum rathsam; und doch »treibt es mich einige Wochen zu bleiben, da uns, die »Pflanzen ausgenommen, die Naturprodukte des Innern »völlig unbekannt sind; immerhin thue ich es nur auf »den Fall hin, dass die ärztliche Praxis die Kosten des »Aufenthaltes herausschlägt. Zur weitem Fahrt nach »Bombay fehlt es da nicht an englischen Schiffen. — So »wäre ich denn wieder an einem wichtigen Wendepunkt »meines Lebens angelangt und blicke nicht ohne ein Ge- »fühl von Bangigkeit und Besorgniss in die dämmernde »Zukunft. Finanziell freilich bin ich bis jetzt nur sehr »wenig vorgerückt; dagegen belebt mich eine innere Be- »friedigung, die mir eine Bedingung des wahren Lebens-

»glückes zu sein scheint. So gut wie jedes andere Menschenkind die Süßigkeiten eines ruhigen behaglichen Lebens kennend, steckte mir der Reisetrieb von Jugend an im Leibe und drängte mich immer weiter und weiter. Durch meine finanziellen Mittel waren mir freilich die Flügel beschnitten; darum kann ich den Beförderern meines Unternehmens nicht genug für das Vertrauen danken, das sie mir durch Anweisung der zur Verwirklichung desselben nöthigen Mittel erweisen. Meine Freude wird einzig durch den Gedanken getrübt, dass ich der Aufgabe nicht gewachsen und durch meinen 7jährigen Aufenthalt in der Türkei unfähig geworden sei, die auf mich gesetzten Erwartungen zu rechtfertigen.«

Drei Monate später meldete ein Brief aus Bombay: »Nach langer Irrfahrt bin ich endlich am östlichen Horizonte wieder aufgetaucht und wurde bei meiner Ankunft durch freundliche Briefe aus der Heimat erfreut. Steter Gegenwind, mangelhafte Nahrung, Schmutz, Legionen Ungeziefer machten diese Fahrt auf einem arabischen Fahrzeuge, von Bassora weiter, zu einer höchst unerquicklichen und mühsamen. Auf der Insel Ghäs, nahe der grossen Insel Kische, machte ich theils um einen kranken Scheich zu kuriren, noch mehr in der Hoffnung, einige Produkte des persischen Golfes zu sammeln; einen Aufenthalt von 14 Tagen. Bald aber packte mich eines jener bössartigen Fieber, die diesen Gestaden eigen sind und von dem ich mich nur durch schleunige Luftänderung zu retten vermochte. Auf einem kleinen Fischerkahne fuhr ich bei hochbewegter See zu der 50 Minuten entfernten persischen Küstenstadt Lundsche, wo die reine Luft und bessere Nahrung den Körper bald wieder herstellten und die wie paralytisch gelähmten Beine wieder

»kräftigten. Am 18. December erreichte ich auf einem  
 »andern Fahrzeuge Maskat, dessen schrecklich kahle Um-  
 »gebung, kahler beinahe als die mesopotamische Wüste  
 »im Hochsommer, einen traurigen Anblick gewährt. Locken-  
 »der wäre eine Excursion nach dem fruchtbaren gebirgigen  
 »Hinterlande gewesen; dazu hätte es aber 3—4 Wochen  
 »bedurft, und die Zeit drängte! Erst am 5. Januar langte  
 »ich in Bombay an.« Er spricht dann von der herzlichen  
 Aufnahme durch die 10 Mann starke Schweizer-Colonie,  
 von dem ungeheuren Luxus der englisch-indischen Stadt,  
 dem masslos theuern Leben, den nicht abzuwehrenden  
 Einladungen und Gastereien, anderseits von der Weitläu-  
 figkeit der Stadt, der, mit Ausnahme der Gärten, recht  
 undankbaren Gegend, der Schwierigkeit kleinere Ausflüge  
 zu unternehmen u. s. w. und fügt bei: »Unendlich sehne  
 »ich mich fort aus den Schranken der englischen Etiquette,  
 »aus den gedrängten lärmenden Strassen nach der freien  
 »weiten Natur. Dazu gesellt sich das Verlangen nach  
 »Arbeit und Thätigkeit und das drückende Gefühl zu hoher  
 »Ausgaben.«

Der in Erwartung der Gegenstände und einer günstigen  
 Schiffsgelegenheit etwas verlängerte Aufenthalt in Bombay  
 war dennoch nicht ganz verloren. Es wurde das Tage-  
 buch bis Bombay, wo es schliesslich zu Ende geht, ausgear-  
 beitet und eine interessante Notiz redigirt, welche die  
 am persischen Busen vertheilten Volksstämme und die  
 nirgends angegebenen genauen Grenzen ihres Gebietes aus-  
 einandersetzt. Seine letzten Projekte, deren Festsetzung  
 bei der grossen Entfernung ihm natürlich ganz überlassen  
 blieb, entwickelte Dr. Schläfi dann in einem letzten Briefe  
 aus Bombay vom 27. Januar 1863: »Vor meiner Abreise  
 »nur noch einige Zeilen, die ein Kistchen nach Marseille

»begleiten können, vielleicht aber spät an Sie gelangen.  
 »Haben Sie Nachsicht, wenn in diesen Zeilen Alles durch  
 »einander geht, der Kopf schwindelt mir über den vielen  
 »Gängen, Packereien und Plackereien; zudem musste ein  
 »dummer Affe, den ich besitze, mir ein Manuscript zer-  
 »reissen, das zur Versendung bereit lag und nun abge-  
 »schrieben werden musste. Wie mein letzter Brief bereits  
 »andeutete, habe ich mich bestimmt für Madagascar ent-  
 »schlossen und werde Morgen oder Uebermorgen auf dem  
 »kleinen englischen Kauffahrer Wilcome, Kapt. Holland,  
 »nach der Zwischenstation Mauritius abgehen. Nachdem  
 »auf Madagascar die den Europäern feindliche Königin  
 »Mutter gestorben und die Herrschaft an ihren milder  
 »gestimmten Sohn übergegangen, scheinen die Verhältnisse  
 »einen den Europäern bessern Verlauf zu nehmen, der die  
 »Ansiedlungen begünstigt. . . Sollten indess, wie leicht  
 »möglich, da das Damoklesschwert auf jener Insel den  
 »Europäern stets über dem Nacken schwebt, die Verhält-  
 »nisse bis zu meiner Ankunft sich verändert haben, so  
 »wende ich mich nach den Comoren oder den Seschellen,  
 »welche Inseln, trotz ihrer theilweise europäischen Be-  
 »völkerung, noch wenig durchforscht sind. Ob auf Ma-  
 »dagascar, das ich nach verschiedenen Richtungen zu  
 »durchreisen trachten werde, eine ärztliche Praxis zu ge-  
 »winnen ist, steht sehr im Zweifel, es sei denn dass in  
 »der Hauptstadt oder in der Hafenstadt Tamave eine feste  
 »Niederlassung möglich würde. . . Die Zeit drängt und  
 »Vieles muss noch in Ordnung gebracht werden. Von Mau-  
 »ritius also, wenn mich nicht die Hayfische verspeisen,  
 »die nächsten Nachrichten. Die Empfehlungen von Dr. Hoo-  
 »ker waren mir sehr werthvoll, namentlich hoffe ich viel  
 »von dem Briefe an Dr. Ayres auf Mauritius, der ein

»ebenso ausgezeichnete Naturforscher als liebenswürdiger Mann sein soll.«

Wir setzen den Bericht am liebsten mit Dr. Schläfli's eigenen Worten fort. Vom 3. April 1863 lauteten sie aus Port-Louis Mauritius: »Nach einer Fahrt von 39 Tagen bin ich glücklich hier angelangt und bewege mich wieder auf festem Grund und Boden. Ich kann mir dazu Glück wünschen, denn dieses Jahr haben die Cyclonen eine besondere Häufigkeit und Heftigkeit, haben auf den Maskarenen unendliches Unglück angerichtet und vor dem Hafen von Port-Louis, allein am 22. Februar, 5 Schiffe mit Gewalt auf die Corallenriffe geworfen, während von der Insel Bourbon 19 Schiffe fehlen, die wahrscheinlich alle untergegangen sind. Sie können sich keinen lieblichen Anblick denken, als Mauritius darbietet. Statt blaugrüner Wogen, die mit jedem Momente das Schiff zu verschlingen drohen, erfreut sich das Auge grüner Hügel, romantischer Berge, deren Schluchten mit tropischer Vegetation prangen. Von Natur ein wahres Paradies, ist Mauritius aber ein Abgrund für die Finanzen. Von den dortigen Preisen hat man in Europa und selbst in Indien keinen Begriff. Mauritius produzirt in der That nichts als Zucker (200 Millionen Pfund jährlich) und setzt jede andere Cultur gänzlich bei Seite, so dass die kleine Insel mit ihrer dichten Bevölkerung in Betreff der Lebensmittel ganz vom Auslande abhängig ist und man namentlich kaum begreift, wie sich die ärmere Bevölkerung durchbringt. Das Clima ist delicios, nur zu warm für den mühsam umherkletternden Naturforscher, der selbst in dem viel heissern Mesopotamien von dem profusen schwächenden Scheweisse weniger litt als hier. Ich leide noch an andern kleinen Uebeln, die für den

»Augenblick Schonung gebieten. Meine Excursionen, deren  
 »ich schon mehrere kleinere unternommen, waren noch  
 »von keinem besondern Erfolge gekrönt, nur an Pflanzen  
 »ist schon eine artige Sammlung beisammen.« — Der  
 Brief handelt dann von einigen Naturforschern von Mau-  
 ritius, von den Herren Caldwell und Capitän Pullein, die  
 beide ausgezeichnete Sammlungen besitzen, und von dem  
 als Botaniker wohl bekannten Dr. Ayres, der unsern Rei-  
 senden auf's Wohlwollendste aufnimmt und auf's Beste  
 unterstützt. In dieser Beziehung sagt er: »Ueberhaupt  
 »kann ich nicht genug die Artigkeiten und Freundlich-  
 »keiten rühmen, die mir sowohl hier als in Bombay, und  
 »früher schon in Bagdad, von den Engländern, mit denen  
 »ich in Berührung kam, erwiesen wurden; täglich wächst  
 »auch meine Hochachtung vor dem meerbeherrschenden  
 »Britannien.«

Soweit ging alles ziemlich nach Wunsch; allein bald  
 nachher wendete sich das Geschick unseres armen Reisen-  
 den. Wochenlang fand sich keine Gelegenheit zur Wei-  
 terreise, weder nach Madagascar, wo überdiess Unruhen  
 ausgebrochen waren, welche die Gefangennahme des Königs  
 und die Verfolgung der Europäer zur Folge hatten, noch  
 nach den Comoren, die in jeder Beziehung wenig ver-  
 hießen, noch endlich nach dem weiter entfernten Zangebar,  
 dem Zielpunkte der erstern weitem Projekte. Inzwischen  
 sah er seine ökonomischen Mittel unter den abenteuerlichen  
 Preisen allmähig schwinden und diess versetzte ihn in eine  
 Stimmung der Unzufriedenheit, der Ungewissheit und Be-  
 sorgniss, die in einem spätern Briefe von Mauritius nicht  
 zu verkennen war. Diese Stimmung erreichte ihren Höhen-  
 punkt, als in Folge eines Ausfluges mit seinem Gönner,  
 Dr. Ayres, in die feuchten Waldungen des Innern, beide

mit heftigen Diarrhöen, zurückkehrten, die in wirkliche Dysenterie ausarteten. 14 Tage später erlag Dr. Ayres dem Krankheitsanfall, er, der durch langjährigen Aufenthalt und die ärztliche Kenntniss der Insel mit deren gefährlichem Clima vertraut sein musste, und dieser Schlag traf unseren gleichfalls schwererkrankten Freund so stark, dass seine körperlichen und geistigen Kräfte vollends erlahmten, eine Erholung unter dem fatalen Verhältniss kaum möglich war und zuletzt die Nothwendigkeit einer Rückkehr nach Bombay gebieterisch hervortrat. Für den pflichttreuen, eifrigen, begeisterten Sinn Schläfli's war das ein fürchterlich schwerer Entschluss, der ihm viele erschütternde innere Kämpfe kostete. Man möchte den Schleier der Vergessenheit über die nun folgenden Monate ziehen, welche das traurige Bild einer edeln rüstigen Natur darstellen, die in Gottes weiter Welt allein stehend, mehr und mehr von den Angriffen einer der gefährlichsten Krankheiten der heissen Zone aufgezehrt wird.

Ende Mai war Dr. Schläfli, etwas gestärkt durch eine ruhige und glückliche Seefahrt, wieder in Bombay zurück; doch nach kurzer Zeit brach, in Zusammenhang mit der ersten Krankheit, eine acute Leberentzündung aus, die ihn neuerdings an den Rand des Grabes brachte und nur durch die eingreifendsten Mittel überwunden wurde. Seine letzten Worte aus Bombay und zugleich die letzten, die er überhaupt nach Zürich zu richten vermochte, vom 10. Juli 1863 datirt, waren die folgenden: »Noch immer bin ich »auf mein Krankenlager in Bombay gebannt und benutze »einige leidliche Augenblicke, Ihnen einige, freilich schlechte »Nachrichten mitzutheilen, nämlich nichts Anderes als eine »langweilige Krankengeschichte. Dank Gott, Dank der »herzlichen Pflege meiner Schweizerfreunde, Dank einer

»Anwendung von 110 Blutekeln, ging die neue schwere  
 »Prüfung vorüber. Mir nur von meinem Klimawechsel  
 »vollkommene Heilung versprechend, fasste ich den un-  
 »seligen Gedanken, meiner unglaublichen Schwäche unge-  
 »achtet, Bombay zu verlassen. Es war Wahnsinn. Einiges  
 »Umhergehen im Zimmer, vermehrtes Sprechen, geistige  
 »Aufregung bewirkten einen Rückfall. Gott sei Dank  
 »wird es seit einigen Tagen besser, etwas Appetit und  
 »die verschwundenen Kräfte kehren leise wieder. Ich danke  
 »Gott, dass ich die Gefahr in Mauritius bei Zeiten begriff  
 »und, statt in den Wäldern Africa's verzweiflungsvoll und  
 »hülflös zu enden, mich in Bombay unter liebevoller  
 »Pflege erholen kann. Aber von einem Unternehmen nach  
 »Madagascar oder Maskat kann für einmal keine Rede  
 »mehr sein. Es bleibt mir nichts übrig als mit ruinirter  
 »Gesundheit und gebrochenem Herzen nach Bagdad zurück-  
 »zukehren, um mich dann in Kurdistan oder dem gebir-  
 »gigen Persien irgendwo in bescheidener Stellung nieder-  
 »zulassen. Vor Ende Juli oder Mitte August kann ich  
 »kaum von hier fortkommen; einerseits bin ich zu schwach  
 »und elend, andererseits fehlt es früher an Dampfgelegen-  
 »heit. Ich bin vom Schreiben erschöpft und muss enden.«

Unseres Freundes fernere Schicksale erfuhren wir nicht  
 mehr von seiner Hand, sondern, am 4. Sept. 1863 in Bagdad  
 angelangt, dictirte er seinem Freunde, Herrn J. Bryner,  
 folgende Zeilen in die Feder: »Ein unerbittliches herbes  
 »Schicksal fährt fort mich zu verfolgen. Kaum von mei-  
 »ner schweren Leberkrankheit in Bombay etwas erholt,  
 »erfasst mich ein neuer Anfall von Dyssenterie, der bis  
 »zur Stunde mehr oder weniger fort dauert und meinen  
 »elenden Körper zum Skelet herabgebracht hat. Mehr  
 »todt als lebendig wurde ich am 12. August auf den Steamer

»in Bombay gebracht, da die einzige Hoffnung einer Besse-  
 »rung in einer raschen Luftänderung bestand, wozu nur  
 »das befreundete Bagdad mir die Gelegenheit bot. Zehn  
 »Tage lag ich auf dem Schiffe bewusstlos darnieder; was  
 »ich nebenbei von der furchterlichen Hitze im persischen  
 »Golfe zu leiden hatte, ist unbeschreibbar. Doch genug:  
 »ich kam Ende August in einem elenden, gänzlich er-  
 »schöpften Zustande in Bassora an, wäre dort vermuthlich zu  
 »Grunde gegangen, hätte mich nicht die Menschlichkeit  
 »der zufällig anwesenden Offiziere des englischen Kriegs-  
 »dampfers aus meiner körperlichen und geistigen Apathie,  
 »gerissen. Nach vielen Leiden endlich mit dem Dampfer  
 »in Bagdad angekommen, hatte ich so zu sagen alle Lebens-  
 »hoffnung aufgegeben, da die Dyssenterie stets im gleichen  
 »Maasse fort dauerte. Doch hatte ich wenigstens das freu-  
 »dige Gefühl, im lieb gewordenen alten Lande unter lieben  
 »Freunden und Bekannten zu sterben. Es geht aber wie-  
 »der um ein wenig besser, die Krankheit hat etwas  
 »nachgelassen und die Apathie verliert sich, die schon  
 »seit Wochen auf mir lastete. Ueber die Zukunft lässt  
 »sich jetzt begreiflicher Weise nichts mittheilen.«

Die gehoffte Besserung war leider von kurzer Dauer, denn schon am 14. October meldete Herr Bryner, dass unser armer Freund den 5., morgens früh 6 Uhr, von seinen langen Leiden erlöst worden und in ein besseres Jenseits hinübergegangen sei. Kurz nach dem obigen Briefe trat nämlich ein Rückfall ein, der bald die ernsteste Gestalt annahm. Die Nähe der Freunde, die sorgfältigste Pflege, die geschickte Behandlung des befreundeten Arztes Dr. Asche vom Militärspital in Bassora vermochten denselben nicht zu beschwören. Dr. Schläfli fühlte seinen Tod heran-

nahen und that seinem Freunde Bryner seinen letzten Willen kund, dahingehend, dass sein in Constantinopel liegendes Testament als einzig gültiges dort erhoben, dass seine Bücher und Instrumente nach Zürich geschickt, seine übrigen Effekten verkauft und der Erlös zum Vermögen geschlagen, endlich seine Briefe und Manuscripte verbrannt werden möchten. —

Mit Dr. Schläfli's Tod scheiterte das ganze wissenschaftliche Unternehmen, das ein und ein halbes Jahr vorher mit schönen gegründeten Hoffnungen aufgenommen worden war. Ein muthiger Streiter mehr, der wohlgerüstet auf die Erforschung Africa's ausging, ist seiner schwierigen Aufgabe zum Opfer gefallen; der Flug des Geistes überholte die Kräfte des Körpers. Aber grösser als die materiellen Verluste und als das Scheitern eines grossartigen Unternehmens ist die Lücke, die Dr. Schläfli in der Wissenschaft und unter seinen Freunden zurücklässt. Tüchtige Kenntnisse, ein unermüdlicher Fleiss, der auch unter schwierigen Verhältnissen nicht ruhte, ein durchaus wahrer unbestechlicher Sinn, eine von gesundem Urtheil begleitete scharfe Beobachtungsgabe, eine grosse Einfachheit und Mässigkeit in allen Lebensgewohnheiten, ein zäher ausdauernder Wille, endlich ein ideales Streben, das mit heiliger Wärme sein Ziel in's Auge fasste, waren die Haupteigenschaften von Schläfli's Wesen und hatten unter harten Erfahrungen sich vielfach bewährt. Gewiss haben wenige, so verlassen in den Orient hinausgestossen und durch mannichfache Schicksale hin- und hergeworfen, einen so reinen Charakter und ein so gutes Herz bewährt. Denen, die ihn näher kannten, war er stets ein treuer aufrichtiger Freund, ein durchaus uneigennütziger hingebender

edler Mensch. Sein ganzes, leider kurzes Leben, — er starb im 32. Altersjahr —, und ebenso sein letzter Wille, sind sprechende Beweise davon.

Mögen diese wenigen Notizen, die, als das beste Mittel das Denken und Handeln eines Mannes kennen zu lernen, beinahe ausschliesslich aus den eignen Worten unseres armen Freundes bestehen, ihren Zweck erreichen und für die allgemeine schweizerische Gesellschaft ein Erinnerungszeichen an einen ihrer treuesten Verehrer sein, dessen Handlungsweise um so mehr Anerkennung verdient, als er selbst nicht einmal Mitglied derselben war.

Zürich, den 22. August 1864.

A. Mousson, Prof.

**Nachschrift.** — Das Originaltestament des Herrn Dr. Schläfli war bei der französischen Gesandtschaft in Constantinopel deponirt; auf die Hinterlassenschaft in Bagdad hatte desshalb der dortige französische Consul Hand gelegt. Durch die geschickte Verwendung des schweizerischen Ministers in Paris, Herrn Dr. Kern, so wie durch die Bereitwilligkeit und Liberalität der französischen Regierung, wurde beides aus dem Oriente nach Paris gezogen und dem Berichterstatter, ohne irgend einen Abzug für Spesen, im Frühjahr 1864 dort übergeben. Das kleine Vermögen, die ausschliessliche Frucht eigener Ersparnisse im türkischen Militärdienste, betrug, nach Verkauf der Effekten in Bagdad, 8698 Fr. 20 Ct., welche der Unterzeichnete den 19. April 1864, in Form eines Wechsels des Hauses Jul. Weber in Bagdad auf die zürcherische Creditanstalt, nebst allen Schriften, dem Centralcomité der Gesellschaft ein-

händigen konnte. Die Bücher und Instrumente des Verewigten sind unlängst gleichfalls, leider aber in höchst mangelhaftem und beschädigtem Zustande in Zürich eingetroffen, so dass durch den Verkauf, mit Zuzug einer ganz kleinen Geldrestanz, die von früher her in Zürich lag, obiges Erbe kaum auf mehr als 9000 Fr. steigen wird. Die für das Reiseunternehmen gesammelten Gelder, soviel davon noch vorhanden ist, so wie die daraus angekauften Gegenstände, fallen natürlich nicht unter das Privatvermögen des Herrn Dr. Schläfli, sondern wurden den Gebern zur Verfügung gestellt, welche dieselben zu anderweitigen Erwerbungen für die öffentlichen Sammlungen Zürichs bestimmten, was im Grunde auch der Zweck des ganzen Reiseunternehmens gewesen war.

**Alb. Mousson**, Prof.